

Gnomide in Phrasenwäldern



Best of

5. Landschreiber-Wettbewerb „Sprache und Elemente“



Klaus Siewert

hat den Landschreiber-Wettbewerb 2012 erfunden. Der mit dem Wettbewerb verbundene Preis ist erstmals 2013 auf der Buchmesse in Leipzig verliehen worden. Der Herausgeber des Bandes ist 1954 in Minden / Westfalen geboren worden. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Pädagogik Lehrer am Gymnasium, später Universitätsdozent. 1984 Promotion zum Dr. phil., 1998 Habilitation, Lehrbefugnis Deutsche Philologie / Deutsche Sprachwissenschaft. Professuren an den Universitäten Darmstadt und Paderborn. Autor von Büchern zur deutschen Sprache und ihrer Geschichte, zu Geheimsprachen und Sondersprachen. Gesamtvorstandsmitglied in der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) und Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft für Sondersprachenforschung (IGS).

Gnomide in Phrasenwäldern



Texte der Gewinnerinnen und Gewinner
des 5. Landschreiber-Literaturpreises
„Sprache und Elemente“

Herausgegeben von Klaus Siewert





Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-947218-05-9

© Verlag Auf der Warft im Geheimsprachen Verlag Hamburg-Münster 2018.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach.

Foto Umschlag: Sylvia Brauner.

Portraitfoto Autor: Bärbel Ibach.

Zeichnungen: Barbara Skrobek.

Vorwort

In diesem Buch sind die Texte der Gewinnerinnen und Gewinner des 5. Landschreiber-Wettbewerbs „Sprache und Elemente“ versammelt. Sie werden hier nach lyrischen, prosaischen und mundartlichen Texten geordnet vorgelegt.

In der Sparte Prosa belegte Sabine Frambach den 1. Platz, in der Sparte Lyrik Jürgen Flenker, in der Sparte Mundart Bernd Hecktor. Die anderen ausgewählten Texte sind nach der Wertung der Jury die Gewinnertexte auf den Plätzen 2 und 3. Es sind Texte von Dagmar Dusil, Silvia Friedrich, Carola Horstmann, Britta Knuth, Ursula Pickener, Julia C. Reiß und Jenny Schon.

Klaus Siewert

Münster, im Oktober 2018



<http://www.wn.de/Muenster/Kultur/3088114-Juergen-Flenker-gewinnt-5.-Landschreiber-Wettbewerb-Lyrikpreis-fuer-Phrasenwaelder>

Inhalt

Lyrik ► S. 9

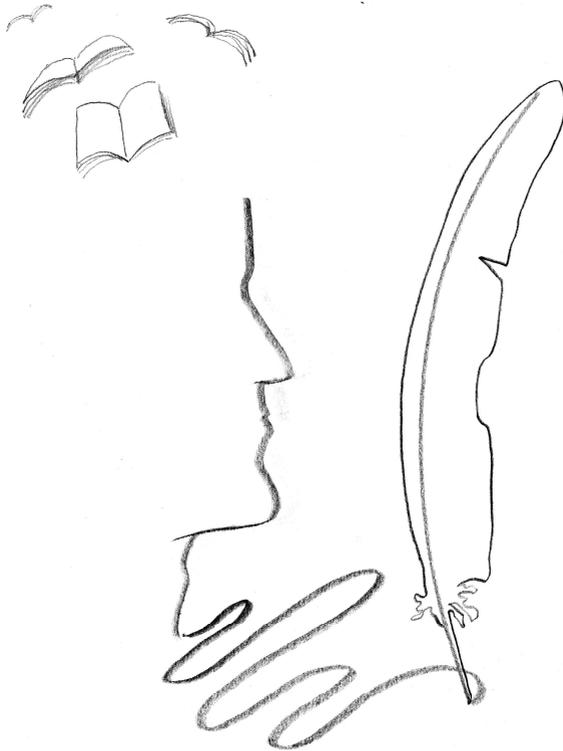
Prosa ► S. 33

Mundart ► S. 75

Autorinnen und Autoren ► 93

Lyrik





Dagmar Dusil

Von Elementen

Der Eiserne Vorhang

der den Silberstreif am Horizont verdeckte

und man solle das Eisen schmieden

solange es noch heiß

meinte der Großvater und

holte die letzte Flasche Korn

sein eiserner Bestand und

die die mit eiserner Faust regierten

bekamen alles serviert auf dem silbernen Tablett

wenn auch nicht mit einem silberner Löffel geboren

ja ja mein lieber Freund und Kupferstecher

auch du hast mehrere Eisen im Feuer

gehörst noch lange nicht zum alten Eisen

die Zeit wiegt schwer die bleierne Zeit

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

und wir sollten Nägel mit Köpfen machen
denn eigener Herd ist Goldes wert
und du schweigst und schweigst und schweigst
während Träume mit eiserner Geduld Rost ansetzen
Du sagst versilbert habe er sein Hab und Gut
Doch man wisse dass Reden Silber sei
und Schweigen Gold
könnte er ihm doch das Hufeisen abkupfern
dann wäre auch ihm das Glück vielleicht hold
nicht aufzuwiegen mit Gold meinte er
der eherne Grundsätze hatte
das oft gesehene Mädchen ist Kupfer
das ungesehene Gold
und wollte ihr eine goldene Brücke bauen
und wünschte sie wäre treu wie Gold
Morgenstund' hat Gold im Mund
Oh nein sagt Großmutter
Nicht damals als sie gezwungen wurden

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Den gelben Stern zu tragen
Aus ihren Häusern verschleppt
Verbannt und vergast
Als silberne Fäden in den Ästen hingen
Und Wasser über ihre nackten Körper rann
In denen Herzen pochten so schwer wie Blei
Undinen tanzten Totentänze im Nebel
Sylphen schnappten nach Luft
Das Feuer der Salamander griff nach ihren Körpern
Hätte Prometheus es nie den Menschen gebracht
Flammenzungen lechzten nach leblosen Gestalten
Oh nein sagt Großmutter
Gnome regierten die Stunden
Auch jene des Morgens
als sie die goldenen Kronen
aus toten Mündern aussortierten
da fackelten sie nicht lange
nicht aus der Luft gegriffen nein

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

dafür lege sie ihre Hand ins Feuer
die Zeit wie Blei das Herz wie Blei
die Wahrheit wie Quecksilber
die Ränder der Erinnerung ausgefranst

Nur das, was menschlich ist, kann wahrhaft fremd sein.

Der Rest ist Mischwald, Maulwurfsarbeit, Wind.

(Wisława Szymborska)



Jürgen Flenker

phrasenwälder (ein heimweg)

I

einmal aber gingst du

durch frostige phrasenwälder

da waren die ohren vor kälte rot

begriffe liefen nebeneinander

gespurte loipen durch winterhartes geäst

da hatte das knacken im holz bestand

solange zwischen kopf und kragen

die bilder sich hielten

da war der schal ein klirrendes brett

am abend geruch von kohl und kampfer

da türmte sich über deutscher eiche

die daunengruft zur märchenzeit

da waren die bilder zappelnde fische

da wurde die furcht ein begriff der stecken

blieb im rücken

zitternde nadel

auf deinem weg

II

die wolken blasen sich auf

vergängliche grenzposten

zwischen landschaft und natur

du stehst an der nahtstelle
den blick ins dickicht gestemmt
nie warst du so sicher

die stille beschreiben zu können
am wortsaum hinterm licht

ein wind kommt auf
im kinderlosen dorf

hinterm jägerzaun die schaukel
spielt mit der leere

III

dann kommen kürzere tage
und mit der ersten kühle vergeht

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

die falsche süße auf der zunge
im auge noch der lichtbeschallte tanz

führt uns der weg wohl unter linden
wo wir sie finden hautverzuckt

im schlussakkord des sommers
die natur sagst du

ist ein sich selbst verzehrender wert
wir saugen softdrinks aus tetrapacks

und an den sohlen klebt
der matsch verblühter wärme

*nur das was menschlich ist
kann wahrhaft fremd sein*

der rest ist unterzuckertes gelände

ist stille die nicht haftet

auf der haut

IV

war jemals soviel nacht

war schwarz ein wort das die wölfe

tauschten sahst du die silber

pappeln am ufer das wasser

das stündlich die farbe wechselte

wandernde steine im flussbett

rauschte der wind in den alten

sprachen glimmten noch funken

in eisfreien mulden blieb etwas

jenseits von *maulwurfsarbeit* und erosion

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

der dünne rauch überm fluss

die steine am grund die du warfst

gerundet von den zeit

als hätte dein fortgehn

sie schneller bewegt



Britta Knuth

Vermisstenanzeige

Wenn ich dich liegen sehe -
auf grünen Wiesen -
betäubt vom Rauch der Blätter in deiner kindlichen Lunge
Flügel -
durch den Mund, der einst nach Schnuller schrie.
Schlimmer.
Nur kristallin kannst du dem Morgen begegnen.
Glasklar und rein.
So dreht sich dein Schwungrad. Empathogen.
M D M A
Brennt sich statt Kaffee in deinen neugierig
heranwachsenden Körper.
Verzweifelt ziehe ich die Schnur am Himmelszelt,
doch statt dem Ton der Spieluhr und dem Klappern der

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Holzbeine des bunten Clowns erschallt nur L e e r e .

Und selbst der Sternenschauer bringt nicht die leiseste

Abkühlung - legte doch einst der sternchenbedruckte Volant

der Wiege ein schützendes Dach über dein zartes Haupt.

Wohin hast du dich verloren?

Wie viele Schäfchen hast du schon gezählt?

Wie weit entfernt ist doch mein Schlaf. Ich kann ihn kaum
mehr finden.

Vermisstenanzeige.

Heute schreie ICH -

doch niemand schaukelt mich sanft im Arm und wiegt mich
in Ruhe.

Zeitlos.

Wie weit entfernt bist du nur - mein Sohn?

Wie weit?

Vermisstenanzeige.

Grausam greifen die Zeiger deiner Lebensuhr nach dir.

Nur du willst es nicht wahrhaben, weil dir dein Leben enteilt

im Strudel Chemischer Elemente.



foulements

Programmier mich

sprach ich zum IT' ler

Gib' mir einen Steuerbefehl mit deiner Maschine!

Java Prolog Assembler

Was verstehe ich von Mathe, Physik oder Chemie?

Ich brauche Befehle

Wie ein Blinder. Mit verbundenen Augen

lasse ich mich in die Materie fallen

Deine Finger malen Blindenschrift auf meinem Körper

Ich sende gelbe Rauchzeichen und morse

Hisse alle Flaggen auf whatsapp

(wie verrückt)

damit du mich verstehst.

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Entschlüssele mich!

Ich weiß, dass wir dieselbe Sprache sprechen.....

- schmücke mich in akustische Töne

- schenke dir visuelle Reize

- spreche mit Händen und Füßen

Kommunikation auf allen Ebenen

Oftmals entschlüsselst du mein Chiffre

sprichst meine Geheimsprache

doch dann entfliehst Du wieder in deine fiktive Welt –

far away-

Klingonen. Sprache. Abgeschottet.

Star Trek mit Controller.

Kontrolliert.

Hank Solo - let's play - YouTube.

Du Künstler. Ich Künstler.

Nicht künstlich. Echt.

Warum nur verstehst Du die Sprache der Liebe nicht?

Weil du es nicht willst.

Kontrolliert.

Natürlich

Liebe angestet.



Verflossene 49

Ich floss.

An deiner Wange.

Durch deine Haut.

Ritt auf deinem Atem.

Hitze zwischen den Schenkeln

Feuer im Herz

Ich glitt in deinen Nasenflügel.

Du atmetest mich.

Wie war ich für dich?

Ich war nicht Emma.

War ich Jasmin oder Maiglöckchen?

Oder gar Channel?

Wie sehr wünschte ich, ich wäre Opium gewesen, damit es
die Sucht ist, dass deine Hand meinen Hals ergreift.

Sie hielt mich, damit ich (nicht) kippte.

Schnappend nach Luft stürzte ich in dich hinein.

Das Rauschen der Wogen war sehr still.

Alles wurde leise.

Ruhig zog deine Nase die Linien meines Halses nach
während die Schweißperlen sturzbachartig mein Genick
verließen

Ich floss.

Ich floss.

Und fließe immer noch.

50.

Wackelig betrete ich den Boden eines neuen Jahrzehnts....

Ursula Pickener

Wer sich selbst und andere kennt,

Wird auch hier erkennen:

Orient und Okzident

Sind nicht mehr zu trennen.

Johann Wolfgang von Goethe

ERDE: Gnomide

Schwarze Schollen, Ackerfurchen, Erntewagen noch und noch

Schwere Düfte, Lehm und Ton und feuchtes Gras

Wenn erstes Laub, rot, braun und gold, zu Boden schwebt wie leise

Trauer

Dies Blatt mit Purpuradern fällt mir ins Herz, deckt Risse zu

(Ja, das darf sein!)

Ein Kobold kreist, sein Schrei, mein Klagen

So schrie ich schrill

So klagte ich dein Sterben an
Schwarze Schollen, Ackerfurchen, Erntewagen noch und ...

Noch

FEUER: Salamander

Die alte Schmiede: Zangen greifen heißes Eisen

Durchs Dunkel huscht die alte Scham

Ein krummer Nagel, eine rostige Harke

Das verbogene Schild

(Achtung – fliegende Funken!)

Brandgeruch, beißende Hitze, blasige Haut

Die alten Narben stöhnen laut

Hast sie getragen wie ein Messer

Stets zur Hand gegen die Hoffnung

Vergebung ist ein flügelloses Wort

HOLZ: Althaea

Morgenlicht steigt die Eiche empor
Der Stamm gefurcht, zernarbt, mit grünem Schleier
Blattlos noch, die Knospen hocken
Sprungbereit in schmalen Achseln

Zu früher Falter spürt den Fluss des Saftes
Trägt die Lust vergangner Sommer mir noch nach
Ein Hauch von Staub auf seinen Flügeln
Ein Schimmer wie aus fernem Golde
(Täusch dich nicht – dein Frühling ist vorbei!)

So wie das Flattern meines Herzens
Das stete Steigen meiner Säfte
Als Liebe noch ein helles Wort war

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Und Lust so leicht wie Blütenstaub

Geduldig reift der Tod im Kern

LUFT: Sylphen

Brustkorb hebt sich, Bauch wird rund

Der Wind lässt letzte Blätter tanzen

Ohne Seele leicht und frei

Durch Nasenflügel streicht die Luft

(Was willst du mehr, wozu die Fragen?)

Ariel ruft Oberon

Und leises Lachen schwebt durch die Zeit

Lass alles los, was dich hier bindet

Brustkorb hebt sich, Bauch wird weit

Atmend sind wir Menschen gleich

METALL: Zinnsoldat

Schiffsrumpf hoch auf dem Helgen
Rostzerfressen und verbeult, Ölgeruch weckt alte Trauer

Der Blick fällt, fällt auf die Schienen
Zwei Herbstzeitlose blühen im Schotter
(Da fragst du dich – wie kann das sein?)

Zwei zarte Kelche, schlank und aufrecht

Zwei Zinnsoldaten wehrlos frech
So standen wir vor falschem Leben
So lachten wir uns durch die Welt

Kann einzeln ich und aufrecht sein?

WASSER: Undine

Still eilt der Fluss herauf

Sehnsucht schläft an seichten Ufern

Schilf wiegt sich windlos in der Strömung

Ein Zittern, leise Kreise trudeln, treiben

Ein Rütteln vom Maul des Fisches im Trüben

(Pass auf – du bist hier nicht allein!)

Der warme Schlamm so voller Leben

War Heimat mir vor Zeit und Ziel

Ich Kind war Fisch und Olm und Echse

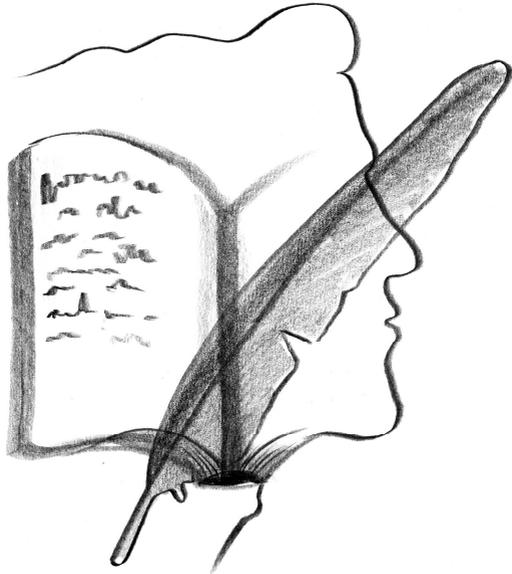
War Nixe, Nympe, Neptuns Tochter

Nur Sehnsucht bleibt nach dem Vergessen



Prosaische Texte





Sabine Frambach

Wörterwunderland

Einst lebte eine Prinzessin hoch oben in einem Turm. Von ihrem Fenster konnte sie auf ihr Reich blicken ...

Die Autorin lächelte im Schlaf. Vor sich sah sie den Turm und das Gesicht der Prinzessin, während sie tiefer in das Märchen versank.

»Da ist sie wieder!«

»Komm, wir holen die anderen. Dieses Mal wird sie uns nicht entkommen. Umzingelt sie! Wir sind in der Überzahl!« Die kleinen Gestalten fassten sich an den Händen und bildeten einen Kreis. Immer näher rückten sie, bis eine der Autorin in die Nase kneifen konnte. Langsam öffnete sie ein Auge. Vor ihr standen unzählige kleine Gestalten und starrten sie an. Sie setzte sich auf. »Wer seid ihr? Und was wollt ihr von mir?«

Die Gestalt vor ihrer Nase deutete eine Verbeugung an. »Gestatten, wir sind es, die Adjektive. Wir sind viele. Sehr viele.«

Die Autorin sprang auf, raffte ihren Text an sich, wich zurück und stieß auf die kleinen Gestalten hinter ihr. Verwirrt sah sie sich um. Überall waren sie, neben ihr, hinter ihr, vor ihr. »Was wollt ihr von mir?«

Die Gestalt breitete die Arme aus. »Was sollen wir schon wollen? Benutze uns! Uns alle! Wir wollen auch in das Märchen!«

Zitternd hielt die Autorin ihren Text, hielt sich am Text fest, umschlang das Papier schützend mit zitternden Armen. Entschieden schüttelte sie den Kopf. »Das kann ich nicht machen! Ihr seid zwar niedlich, aber unnötig! Ich soll weniger von euch benutzen, hat mein Lektor gesagt!« Sie lauerte auf eine Lücke, durch die sie schlüpfen konnte, gleich dort zwischen gehäuften Adjektiven, rasch lief sie, wich zahllosen Wörtern aus und schubste ein winziges Adjektiv zur Seite.

»Sie will fliehen! Greift an! Attacke! Auf sie mit Gebrüll!« Und die Adjektive sprangen nach vorne, griffen nach ihr, klammerten sich an ihren Haaren fest, bissen in ihre Kleider und ließen sie nicht los.

Einst lebte eine wunderschöne blonde hübsche junge schlanke reiche Prinzessin hoch oben in einem runden gemauerten schmalen einsamen Turm. Von ihrem runden großen vergitterten doppel-

verglasten Fenster konnte sie auf ihr riesiges mächtiges weites stolzes endloses Reich blicken ...

»Nein!« Die Autorin schüttelte mehrere der Adjektive ab, befreite eine ihrer Hände und zog den mächtigen Stift. Mit einer kräftigen Bewegung traf sie mehrere Adjektive. »Ha! Sieben auf einen Streich!« Die gestrichenen Wörter blickten an sich herab. Sie bluteten, sanken auf die Knie und weinten. Mit letzter Kraft schlug die Autorin zu. Die Adjektive zerplatzten wie faule Beeren.

»Sie ist bewaffnet! Rückzug! Rückzug!«

Betroffen ließen die Adjektive los, wichen vor den Schlägen zurück und rannten. Eines drehte sich um, hob die kleine Faust und starrte sie an. »Na warte! Wir kommen wieder!« Dann verschwanden die Gestalten im dichten Nebel.

Die Autorin atmete auf. Ihr Text war gerettet. Zufrieden schaute sie auf die Zeilen.

Einst lebte eine Prinzessin hoch oben in einem Turm. Von ihrem Fenster konnte sie auf ihr Reich blicken ...

Noch einmal blickte die Autorin sich um. Das Wunderland schlief, die Sterne leuchteten, die Nacht bedeckte Berg und Tal. Langsam schloss sie die Augen und dämmerte hinein in die Märchenwelt.

Ein Wurm kroch heran, verharrte, schob sich nach vorne und schnüffelte an dem Text. Da war es, ein Punkt. Er liebte Punkte. Der Wurm öffnete den Mund, packte mit seinen scharfen Zähnen zu und kaute. Lecker! Besser war nur ein Doppeldecker! Doch Doppelpunkte hatte er in letzter Zeit wenige zu Gesicht bekommen. Der Wurm ringelte sich zwischen die Wörter, schluckte den Punkt hinunter und rülpste.

Die Autorin öffnete ein Auge. Was war das? Sie starrte auf ihren Text und entdeckte den Wurm, der zwischen ihren Wörtern hing. »Was soll das? Wer bist du? Was machst du da?«

Grinsend antwortete der Wurm: »Ich? Ich bin ein Bindewortwurm. Ich fresse Punkte. Aber du musst dir keine Sorgen machen, du brauchst keine Punkte, ich passe vorzüglich in die Lücke.«

Die Autorin starrte auf den Text.

Einst lebte eine Prinzessin hoch oben in einem Turm und von ihrem Fenster konnte sie auf ihr Reich blicken und ...

»Das kommt gar nicht infrage! Ich kenne euch! Ich weiß, wohin das führt! Ihr fresset einen Punkt und noch einen und noch einen, bis ich schließlich einen Satz habe, der ein ganzes Kapitel umfasst! Elender Bandwurm! Spuck sofort meinen Punkt wieder aus!«

Sie packte den Wurm zu und zerrte. Der Wurm ließ sich wie Gummi in die Länge ziehen. Voller Wut zückte sie ihren Stift, hielt den windenden Wurm und bohrte die Spitze hinein. Dieser erschlaffte, zuckte und starb. Zurück blieb ein winziger Punkt.

Einst lebte eine Prinzessin in einem Turm. Von ihrem Fenster konnte sie auf ihr Reich blicken ...

Erleichtert lehnte die Autorin sich zurück. Sie war so müde. Der Kampf hatte sie angestrengt. Ihre Augen schlossen sich, und sie sank in die Welt ihres Märchens.

Friede lag über dem Wunderland. Die Sterne glommen in der Nacht; ein Wind flüsterte in den Weiden. Auf den Atemzügen der schlafenden Autorin trieben winzige Blasen, schwebten auf und ab und glänzten im Sternenlicht. Fast wie von selbst sanken sie auf den Text, flossen hinein und blieben mit einem feuchten Schmatzen auf dem Papier hängen.

Mit einem Ruck sprang die Autorin auf. Es war still. Und doch spürte sie, dass etwas Schreckliches geschehen war. Rasch griff sie nach ihrem Text und starrte auf die Blasen, die überall neben den Wörtern hingen. Um ihre Nase schwebten weitere Blasen. Sie pustete, und die Flüssigkeit waberte im Sternenlicht. »Was seid ihr? Ich erkenne euch nicht!«

Die Blasen sanken hinab. Ihre Stimmen flüsterten kaum verständlich im Wind.

»Wir sind deine Füllwörter. Wir passen überall hinein, wir stören nicht, wir verändern nicht. Bitte tue uns nicht weh. Wir sind so rein und klar wie Wasser.«

Die Autorin betrachtete den Text. Das Papier wellte sich durch die wässrigen Wörter.

Einst allerdings lebte dort eine Prinzessin in solch einem Turm. Doch von ihrem Fenster konnte sie immer auf ihr eigenes Reich blicken ...

Sie ballte die Fäuste, griff nach ihrem Stift und wollte die Blasen zerstechen. Doch wenn sie eine Blase traf, zerfloss diese auf dem Papier und bildete eine Pfütze. Die ersten Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. In letzter Sekunde wischte die Autorin mit ihrem Ärmel über das Blatt, bis es fast trocken war.

Achtsam blies sie über die Seite. Das Papier kräuselte sich unter ihrem Atemzug. Schützend legte sie den Arm über den Text, hob den Kopf und pustete mit all ihrer Kraft. Die Blasen waberten, stiegen auf und trieben weiter. Erst, als die Luft klar war, hob die Autorin den Arm und erblickte ihren Text.

Einst lebte eine Prinzessin in einem Turm. Von ihrem Fenster konnte sie auf ihr Reich blicken ...

Es war still, doch sie traute der Stille nicht. Den Text schob sie nahe an ihr Gesicht, legte eine Hand darauf und blinzelte. Fast wartete sie darauf, gestört zu werden, erwartete eine Garnison der Adjektive, schleichende Bindewürmer oder wabernde Füllwörter. Doch nichts geschah im Wörterwunderland. Die Autorin seufzte, räkelte sich und atmete aus.

Sie glaubte zu schlafen. Etwas kuschelte sich an ihre Hand, sie spürte die Wärme. Instinktiv begann sie, über das weiche Fell zu streicheln. Als Antwort vibrierte das Fellknäuel zufrieden schnurrend. Die Autorin lächelte. Ein seltsames Wesen hatte sich angeschlichen und die vier Pfoten in die Höhe gereckt. Es hatte runde Augen und eine winzige blassrosa Nase. Das dunkle Fell war

dicht wie bei einem Bären. Es schmiegte sich an, blickte auf und leckte die Pfoten. Da bemerkte die Autorin scharfe Zähne. Vorsichtig zog sie ihre Hand zurück. »Was bist du für ein Wort?«

Da reckte sich das Wesen und schnurrte. »Ich bin dein Liebling. In fast jedem Satz benutzt du mich!«

Die Autorin runzelte die Brauen. »Was ist denn mein Lieblingswort?«

Das Wesen rollte sich wieder zu einer Fellkugel ein. »Du nennst mich ABER«, maunzte es. »Streichele mich!«

Eine Ahnung pochte an ihre Schläfen. Ganz langsam senkte die Autorin den Blick und schielte auf den Text.

Einst aber lebte eine Prinzessin in einem Turm. Aber von ihrem Fenster konnte sie auf ihr Reich blicken ...

Sie streichelte und drückte das Fellknäuel, bis es sanft schnurrend die Augen schloss. »Ja, du bist ein feines Wort, nicht wahr? Mein kleiner Liebling ...«

Ein Satz kam ihr in den Sinn. Tief atmete sie, hob langsam eine Hand und packte rasch zu. Das Fell mit Augen riss selbige auf. Es wand sich unter ihrem Griff. Mit der freien Hand griff die Autorin den Stift

und drehte ihn. Die Spitze senkte sich hinunter, sie ballte ihre Faust und stieß mit aller Kraft zu. Das Wesen schrie; sein Kreischen vibrierte in der Luft und ließ die Sterne flackern. Das Wesen zuckte, spie grünlichen Schleim und starb. Die Autorin schnaufte und wischte zähen Schweiß von der Stirn. »Kill your darlings¹«, murmelte sie und grinste.

Einst lebte eine Prinzessin in einem Turm. Von ihrem Fenster konnte sie auf ihr Reich blicken ...



¹ Kill your darlings ist ein Schreibrat, der vermutlich auf William Faulkner zurückgeht. Das komplette Zitat lautet: In writing, you must kill your darlings. Zitiert nach: <http://juttas-zitateblog.blogspot.de/2011/05/kill-your-darlings-tote-deine-lieblinge.html>

Silvia Friedrich

Die Vorzüge von Ohrstöpseln

Es ist das Berlin unterm Asphalt, unter den ächzenden Straßen. Tief darunter, fast vergraben unterm ewig märkischen Sand. Das Berlin der Vergangenheit. Es wagt sich nicht mehr ans Tageslicht. Kein Platz dafür. Alles so anders heute. Doch es ist noch da. Es schläft. Und mit ihm die Ideen der Menschheit, die in ihm lebten. Sie haben ihre Spuren hinterlassen, sich nicht vertreiben lassen. Sich verewigt im ewigen Hier und Jetzt. Es sind die Spuren des Vergangenen. Zu finden in den unteren Gewölben unserer Gehirne, denn wir sind Teile davon. Es ist das Berlin, das nie stirbt. Das wartet und manchmal an unterirdischen Orten, wenn die Kanalisationsarbeiter sich leise verhalten, zu belauschen ist. Dann halten die Arbeiter inne und spitzen die Ohren und glauben an Geräusche der Untergrundbahn, die sich unter der heutigen Stadt windet wie durch Schlangennester. Sie ruft, die Stadt der Vergangenheit. Doch es ist ein leises Rufen. Es ist so heiser geworden, so kleinlaut. So müde. Wer hinhört, wird das Staunen lernen. Denn diese Stadt hat viel zu berichten. Und will es auch. Und eines Tages bin auch ich hinabgestiegen. Und das kam so:

Meine Wohnung liegt oberhalb des Gleisdreiecks. Und dass sich dort viele Dinge zugetragen haben mussten in der Vergangenheit, wusste ich längst. So schlief ich eines Tages nach getaner Arbeit mehr schlecht als recht endlich ein, als ich im Dämmerzustand einige Stimmen hörte. Es war ein Jammern und ein Klagen, Schreie und Stöhnen, so dass ich Angst bekam und das Licht anschaltete. Nichts war zu sehen. Kein Laut zu hören. Diese Geräusche entstanden nur, wenn ich mich in Dunkelheit befand.

So schaltete ich das Licht wieder aus. Sogleich begann das markerschütternde Jammern erneut. Ich ließ in dieser Nacht die Lampe an. Zu unheimlich war mir, denn wenn es aus den Nachbarwohnungen käme, hätte es sich ja auch in Dunkelheit fortgesetzt. So konnte es nur in meinem müden Geist entstanden sein.

Die nächste Nacht verlief nicht anders. Als ich das Licht löschte, begann das Klagen.

So dass ich schließlich mutig genug, mich der Situation stellte. Ich zog mich an und begann zu suchen. Bis in den Keller unseres Mietshauses trieb es mich und ich, bewaffnet mit Taschenlampe und Kartoffelstampfer (etwas anderes war mir so schnell nicht in die Hände gefallen), schlich so gebeugt durch den Verschlag. Das Jammern wurde hier stärker. Ja, es befand sich genau genommen

direkt unter meinem Kohlenlager. Und als ich so die schweren, schwarzen Brocken zur Seite schaufelte (in der Annahme hier ein klagendes Lebewesen aufzufinden), hatte ich plötzlich eine Vision. Ich stand am Gleisdreieck 1908, an einem zugigen Septembertag und schaute erschüttert den Aufräumarbeiten des Hochbahnunglückes zu. Zwei Züge, einer von ihnen hatte ein Signal überfahren, prallten hier aufeinander und ein Waggon wurde zerquetscht und in die Tiefe gerissen. Wie von Sinnen schaue ich zu. Erstarrt und geblendet von so viel Leid und Unglück. Die Menschen, das Gewusel, die Feuerwehrmänner. Sie rennen und helfen und können doch oft nichts mehr tun.

Und hinter mir ein Mann, der mich antippt und mir atemlos berichtet, dass er gegen 2 Uhr nachmittags auf dem Bahnhof Potsdamer Platz einen Zug der Hochbahn bestiegen hat. Er sei im vorderen Teil des ersten Wagens der 3. Klasse gewesen. So war es ihm möglich, das Gleis der Potsdamer Bahn zu sehen. Und als die Bahn sich auf die Station Gleisdreieck zu bewegte, sah er bei der Biegung einen Zug aus Westen auf sie zukommen. Er nahm an, dass dieser ihnen freie Fahrt gewähren würde, doch leider machte der Zug keine Anstalten zu stoppen. "Zu meinem Entsetzen sah ich, dass der fremde Zug dem gleichen Gleis zustrebte wie wir.

In unverminderter Schnelligkeit ging es vorwärts. Es gab einen furchtbaren Krach und einen Aufprall, die Fahrgäste wurden durcheinander geworfen, und als ich selbst stürzte, sah ich noch den Wagen des anderen Zuges in die Tiefe gleiten".

Ich schaue ihn an und sehe seine Verletzungen am Kopf. Er blutet aus der Stirn und sein rechter Arm hängt lahm am Körper hinab.

Ich suche aufgeregt nach Helfern, um ihn einer medizinischen Versorgung zuzuführen, als er mich unvermittelt am Ärmel zupft.

"Lass gut sein", sagt er lächelnd, "ich bin schon tot."

Ich weiche zurück. Schaudere, will aufwachen aus diesem Albtraum und renne davon. Durch eine Stadt, die nicht die meine ist. Alles fremd und seltsam. Keine Straße schein ich je gegangen zu sein, kein Haus kommt mir bekannt vor. Die Menschen in seltsamen Kleidern, Pferdroschken, Fuhrwerke, Zeitungsjungen. Ich stolpere die Gassen entlang, wage nicht, jemanden nach dem Weg zu fragen. Sprechen diese Menschen, die an mir hektisch vorbei huschen, überhaupt meine Sprache? Verstehen sie mich?

Ich erreiche einen wunderschönen Platz, der auf den ersten Blick an Paris erinnert, so etwa rund um das Quartier Latin. Palasthotel, Hotel Bellevue stehen sich quasi gegenüber und ein wenig versteckt, das Hotel Saxonía. Zuckerbäcker-Jugendstil- Gebäude, die mich magisch anziehen. Obwohl mir der Schreck des soeben erlebten

Unglücks noch in den Knochen sitzt, muss ich verharren. Menschen, Pferdedroschken, Straßenbahnen fahren kreuz und quer und niemand scheint sich dabei zu verletzen. Weit und breit keine Ampeln, die irgendetwas regeln in diesem Gewusel. Zwei geduckte Tempelgebäude, rechts und links an diesem Platz, die einem großen Oktogon als Eingang dienen, ziehen mich magisch an. An einem kleben unzählige Zeitungen, die ein Mann dort verkauft. Üppige Bäume, alte Laternen, ein magischer Ort. Ich suche eine Bank zum Verweilen, hocke mich hin und lausche. Pferdegetrappel mischt sich mit Straßenbahngeräuschen. In einiger Entfernung fällt mir ein Mann auf mit schwarzem Hut. Er hat ein Monstrum von Kamera vor sich und bedient sie eifrig. Richtet hier etwas ein, stellt dort etwas nach, schaut hindurch und scheint dann endlich zufrieden. Ich beobachte ihn lange. Es ist so angenehm hier und ab und an höre ich Blumenfrauen ihre Ware feilbieten: "Adonisröschen, Margeriten". Der Mann setzt sich mitsamt seiner Kamera in meine Richtung in Bewegung. Schon hat er mich erblickt und lächelt mir zu. "Sie haben hier noch Platz für mich?", er verbeugt sich ein wenig. Ich lächele zurück und rücke ein wenig zur Seite. Der Mann ist ganz in schwarz gekleidet. Ein Anzug aus feinem Stoff. Verlegen schaue ich ihn von der Seite an.

"Fragen Sie ruhig", spornt er mich an. "Sicher sind Sie an meinem Höllengerät interessiert, nicht wahr?"

"Ihre Kamera?", frage ich. Er nickt. Doch ich winke ab. "Ich habe selber mehrere", sage ich und finde mich arrogant dabei. Der Mann staunt, nimmt seinen Hut ab. "Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Missmann, Fotograf."

Ich springe beinahe von der Bank. "DER Max Missmann?"

"Nun, wen meinen Sie mit DER ?", bleibt er bescheiden höflich.

"Der berühmteste aller Berlin-Fotografen. Wenn Sie nicht all diese wunderbaren, einzigartigen Fotos gemacht hätten, wüssten wir heute nicht, wie es in dieser Stadt einmal ausgesehen hat!"

Er schaut mich fragend an: "Wir? Heute?"

Ich räuspere mich. "Äh, ja, also ich habe viel von Ihnen gehört. Und ich kenne Ihre Bilder. Sie sind der beste Fotograf, den ich kenne!", sage ich anerkennend. Er badet ein wenig in dem Kompliment, fängt sich dann aber wieder: "Mögen Sie mich ein wenig begleiten?"

"Was haben Sie denn vor?", ich brenne vor Neugier.

"Kommen Sie nur mit, ich zeige Ihnen die Stadt!", lächelt er und ich folge ihm. Schnell ist er, trotz dieses Monstrums an Kamera, die er vor sich herträgt wie eine überdimensionale Trittleiter. Immer ein Stückchen höher als der Gehweg, damit nichts kaputt geht. Und ich frage, mich, wie er das kräftemäßig aushält. Während ich so hinter

ihm her zuckele, habe ich Zeit, die Gegend zu betrachten. Wir laufen am Kaufhaus Wertheim vorbei. Ich hatte es auf alten Fotos gesehen, aber keine Ahnung gehabt, wie prächtig es in Wirklichkeit einmal war.

Riesige Fensterwände zwischen schlanken, an gotische Kathedralen erinnernden Sandsteinpfeilfern. Ein Schloss des Konsums mit 300 Meter langer Fassade und hohen Schaufenstern, durch die man in den inneren Lichthof schauen kann. Direkt davor der Eingang zur U-Bahn. "Untergrundbahn" ist zu lesen. Ich staune über die Menschenmengen, die sich nach oben drängeln. Frauen mit tiefsitzenden Hüten, unter denen sie kaum hervor schauen können, kein Mann ohne Kopfbedeckung. Mützen, Hüte, Kappen überall. Ein Zeitungsjunge hat sich vor den Haupteingang des Wundertempels postiert, schreit und ruft nach Kunden. Der Portier weist ihn geschickt davon. Vor mir taucht ein Mädchen auf, noch keine 10 Jahre alt, einen Bauchladen vor sich, um den Hals gehängt. Sie blickt mich erwartungsvoll an, hält mir Streichhölzer entgegen. Ich fühle ein Würgen im Hals, Tränen steigen mir in die Augen. Ich suche in meinen Taschen nach einer Münze, finde einen Euro, gebe ihn ihr. Sie knickt und schaut sich das unbekannte Geldstück staunend an. Nur weg hier. Wo ist mein Fotograf? Ich entdecke ihn in einiger Entfernung zwischen den Menschen, wie er angestrengt an seinem

Kamera-Ungetüm herum schraubt. Dann stülpt er sich das dunkle Tuch über den Kopf, steht gebeugt darunter und bleibt in dieser Haltung. Eine Menschentraube hat sich um ihn gebildet. Als ich wieder auf seiner Höhe bin (es war wirklich schwer, sich durch diese Menschenmassen zu drängeln), bin ich fast außer Atem: "Was fotografieren Sie hier?"

Er antwortet mir nicht, verharrt in dieser Position und bleibt stumm. Nach einer Ewigkeit kriecht er unter seinem Tuch hervor und schaut mich an mit roten Wangen: "Die Gebäude dort hinten lagen mir schon lange in der Seele." Ich schaue in die Richtung, die er mir anweist und erblicke eine Reihe von Geschäften: Pelz-Waaren-Lager, Apotheken, Cafés, Loeser & Wolff- Tabakwaren, Seidenhaus Stern, Möbelhäuser, Nähmaschinen, Modeateliers. Vor einem Schuhgeschäft mit dem eigensinnigen Namen "Specialhaus Nationalstiefel" bleibe ich stehen, betrachte die Auslagen im Schaufenster. Nichts, was es hier nicht gäbe. Blankgeputzte Schuhe und Stiefel. Zwei Jugendstillampen beleuchten die Auslagen: 12,50 und 14,50 das Paar. Herr Missmann steht hinter mir und mahnt zur Eile.

"Kommen Sie, Fremder, wir haben noch einen weiten Weg vor uns." Ich folge ihm und bleibe doch in Abständen immer wieder stehen. Zu fremdartig die Gegend, zu unbekannt die Stadt, die ich als meine

ansah. Nichts ist von dem, was einmal war, in unserer Zeit stehengeblieben.

Als wir das Stadtschloss erreichen, gebe ich das Staunen langsam auf. Es strengt mich zu sehr an, den Verlusten nachzutruern. Herr Missmann fotografiert das Schloss von vielen Seiten. Ich schlendere währenddessen quer durchs Kaiser-Wilhelm-Denkmal und staune über die gigantischen Ausmaße. Die Löwengruppe rundherum habe ich im Tierpark Friedrichsfelde schon mal gesehen. Überall in der Stadt wurden ja die Teile des gesprengten Preußentums verteilt. Hinter dem Denkmal entdecke ich die Schinkelsche Bauakademie. So sah sie also aus in ihrer Gänze. Mein Fotograf hält plötzlich inne, sieht mich an: "Warum so betrübt?"

Ich lenke ab und sage, dass ich müde bin. Die Stadt ist so riesengroß und dann das viele Laufen. Er gibt sich zufrieden und wir schlendern weiter. Ich bleibe stets zwei Schritte hinter ihm, um ihn in seiner Arbeit nicht zu stören. Hin und wieder begegnen uns Bettler. Besonders in der Gegend rund um den Krögel. Endlich, auf der Fischerinsel, machen wir eine Pause. Ein kleines Lokal lädt ein zur Rast. Bormanns Frühstücksstube hält Kaffee und Schrippen bereit, auch noch am späten Nachmittag. Wir hocken in der Nachmittags-sonne im Freien mit Blick auf die Spree. "Ich kann aber nicht zahlen", erschrecke ich laut. Soeben fiel mir ein, dass ich nur einige

Geldscheine der heutigen Zeit mit führe. "Das dachte ich mir schon", grinst Missmann und beißt krachend in eine dicke Bockwurst. Ich schaue den Äppelkähnen nach, die träge in der Sonne schaukeln. Sie scheinen es nicht eilig zu haben.

"Woher kommen Sie?", fragt Missmann während er einen Schluck heißen Kaffees schlürft.

"Sie würden es nicht glauben, aber...aus Berlin!", sage ich lächelnd.

"Warum ist Ihnen die Stadt dann so fremd?" Missmann scheint meine Antwort nicht mehr zu interessieren. Er baut schon wieder an seiner Kamera herum.

"Wollen wir schon gehen?", frage ich ihn. Er schüttelt den Kopf.

"Nein, ich möchte ein Foto von Ihnen machen."

"Warum machen Sie keine Fotos vom schrecklichen Hochbahnunglück am Gleisdreieck?", frage ich ihn. Er schaut mich irritiert an:

"Das Unglück war vor dem Krieg, schon 1908".

"Aber... welches Jahr haben wir denn jetzt?", sage ich verstört und weiß, wie verrückt meine Frage klingen muss. Missmann schaut entsprechend milde. Vielleicht glaubt er, einen Irren vor sich zu haben. "Sie sind ein eigenartiger Fremder, mein Herr. Dennoch nicht uninteressant". Missmann stopft sich seine Schrippe in den Mund, putzt akribisch die Krümel vom Anzug. "Wir befinden uns im Jahre des Herrn 1926!" Er sieht älter aus als bei unserer ersten Begeg-

nung. Sind vielleicht inzwischen auf unserem Spaziergang einige Jahre ins Land gegangen? Gemeinsam brechen wir auf. Doch Missmann wird immer langsamer. An einer Ecke, kurz vorm Alexanderplatz, verabschiedet er sich von mir. "Das ist nicht mehr meine Zeit", lässt er mich wissen und dreht ab, die schwere Kamera noch immer vor sich her tragend. Ich schlendere über den Alex, den ich gut kenne. So denke ich jedenfalls. Die Züge fahren oben, wie eh und je und lassen einen hier unten jedesmal kurz verharren, um dem Rausch ihrer Geschwindigkeit zu folgen. Der weite Platz ist behängt mit roten Fahnen. Alle haben in ihrem Inneren ein Hakenkreuz. Das erste Mal auf diesem ungewöhnlichen Stadtrundgang, bekomme ich weiche Knie. Eine Truppe Jungen in HJ-Uniformen, schwarzen Tüchern um den Hals und roten Armbinden, kreuzen meinen Weg. Zackig überqueren sie den weiten Platz. Ich sehe ihnen nach und bekomme es mit der Angst zu tun. Aus Lautsprechern, die rund um den Platz verteilt sind, höre ich Ergebnisse der Olympia-Teilnehmer und begeistertes Publikum. Ich schaue mich um, nach links und rechts. Wird man mir meine jüdischen Großeltern, die es rechtzeitig aus diesem Land zu fliehen geschafft hatten, ansehen? Niemand nimmt Notiz von mir. Ich gehe geduckt weiter. Der S-Bahnhof sieht fast aus wie ich ihn kenne. Nur keine Rolltreppen. Ich erklimme die Stiegen nach oben auf das Gleis.

Egal, wohin, nur weg von hier. Ein Zug fährt ein, ich springe hinein. Die Holztüren schlagen zu. Gefangen. Innen, ein Gemisch aus Touristen und Einheimischen. Sprachen aller Herren Länder. Ich stehe in einer Ecke und warte. Mir fällt ein, dass ich kein Ticket habe. Wie war es zur Nazizeit mit den Kontrollen in öffentlichen Verkehrsmitteln?

Ich schaue nach draußen. Wir fahren in die Friedrichstraße. Von Weitem ist der Reichstag zu erkennen. Bald wird hier kein Stein mehr auf dem anderen stehen, denke ich. Zwei Damen irgendeiner Reichsfrauenschaft kommen herein, stürmen in meine Richtung. Sie setzen sich hin und reden lautstark miteinander über Wäschewochen bei Hermann Tietz. Ich atme auf.

Der Zug rollt Richtung Westen. Die Waggons leeren sich. Ich ergattere einen Fensterplatz, hocke mich erleichtert hin. Als ich aus dem Fenster schaue, sehe ich den abgeholzten Tiergarten. Eine Fläche so groß wie eine westdeutsche Stadt. Alles ratzekahl leer. Einige Menschen pflanzen Gemüse auf der Brachfläche. In der Ferne Ruinen. In der Station Bellevue steigen Familien mit Kindern ein. Alle sehr dünn in abgerissener Kleidung. Ich biete ihnen meinen Platz an. Die Kinder lachen aus dreckigen Gesichtern. Draußen durchfahren wir eine Ruinenlandschaft. Aus Schuttbergen dampft es. Menschenketten bilden sich vor Wasserpumpen. Ich beschließe

am Bahnhof Zoo auszusteigen. Als ich dort aus dem Fenster schaue, sehe ich Hunderte aufgebrachter Studenten, die mit Eiern das Amerikahaus bewerfen. Überall Polizei. Und jetzt? Mir fällt eine Werbung auf, die eine S-Bahnfensterscheibe verkleistert: Grunewald, das ist die Zukunft.

Von mir aus, denke ich und bleibe sitzen. Am Savignyplatz springen zwei Hippies mit Stirnbändern und Joints in den Händen auf. Der Zug fährt Richtung Westen. Auf der Avus sind Glis in Militärautos unterwegs. Und dann hält die Bahn. Alle steigen aus.

Aus dem Lautsprecher ertönt eine Stimme: "Wegen einer Bombenentschärfung Schienenersatzverkehr Richtung Wannsee". Ich folge den anderen.

Vor dem S-Bahnhof stehen Elektronische Mobile, für jeden Fahrgast eines. Willkommen im 23. Jahrhundert säuselt eine Stimme in meinem Gefährt. Es hebt mit mir ab und in wenigen Sekunden befinde ich mich in der Luft. Mein Reiseziel muss ich andenken, wird mir per Computer mitgeteilt. Ich denke an meine Wohnung am Gleisdreieck, im Jahre 2016. Nach wenigen Sekunden, falle ich auf mein Bett. Das Fahrzeug hebt ab und saust davon. Ich lausche angestrengt in die Dunkelheit. Alles ist still. Nur aus der Ferne quietscht die Hochbahn am Gleisdreieck ihr nächtliches Lied. Morgen werde ich mir endlich Ohrstöpsel besorgen.



Ursprung allen Seins

Scharf blies der Wind von West und ließ mein Fahrrad schlingern, so dass ich abspringen musste. Es war schon fast dunkel und ich kam von List angeradelt, hatte den Kampener Leuchtturm passiert und konnte bereits die Lichter von Wenningstedt sehen. Dort wartete meine Ferienwohnung auf mich. Eine Woche bei Claasens, wie jedes Jahr im Herbst. Ich liebte die Zeit zwischen Sommer und Winter. Besonders hier auf der Insel, wo es rau war, naturverbunden. Ich liebte es, Teil der Elemente zu sein, Wasser, Erde, Feuer, Luft. Einzutauchen in die Gezeiten, dazuzugehören, einfach so. Hier der Mensch, da die See, der Wind. Sturm beinahe täglich. Verhüllte Gestalten, die einem begegnen. Denen man nicht mehr in die Gesichter schauen muss wie im Sommer, wenn sie lächelnd an einem vorbei stapfen durch den Sand. Jetzt war jeder anonym. Vergessene Figuren, sandbestrahlt, die bei Ebbe im Watt stehen. Ihre Blicke vermurmt, ihre Seelen schon winterfest verpackt. Getarnt im wasserdichten Anorak fühlte ich mich wohl, bewegte mich freier am Strand und auf den Wiesen im Inneren der Insel. Niemand sollte sehen, wie es mir ging, welche Gedanken sich

zwischen meinen Gehirnwindungen tummelten, welche Stimmungen mich hier in die Einsamkeit drängten.

Der Wind frischte auf. Ich schob mein Rad und hatte Mühe, dass es nicht angehoben wurde, um waagrecht davon zu schweben wie ein Rahsegl aus Metall. Wieder und wieder saugten die Böen an meinem Gefährt, versuchten es mir zu entreißen. Kurz vor Denghoog hätten sie es beinahe geschafft. Mit beiden Fäusten umklammerte ich den Lenker. Die Hände ganz nass, da leichter Nieselregen einsetzte. Nur noch wenig Wegstrecke trennte mich von einem heißem Bad, Tee mit Rum, warmen Socken. Dämmerung und Regen nahmen mir beinahe vollends die Sicht, so dass ich die Gestalt, die da fast unbeweglich am Steingrab verharrte, zunächst gar nicht wahr nahm. Erst beim Näherkommen, erkannte ich die langen Haare, rötlich und gewellt. Da stand eine Frau. Sie trug ein Stirnband aus Weiden geflochten, eine Kette aus braunen Steinen, hatte einen Umhang über die Schultern geworfen und zitterte. „Kann ich Ihnen helfen?“, fragte ich und sah nun endlich in ihr weißliches Gesicht.

Sie schaute weg, machte das, was ich sonst tat, wenn mir Menschen begegneten.

Da sie nicht mehr reagierte, schob ich weiter. Nicht jedoch, ohne mich noch einmal umzudrehen. Sie stand immer noch da, schaute

kümmertlich aus ihrem sackartigen Umhang, der immer nasser wurde und strich sich die Haare aus dem Antlitz. Irgendetwas war doch mit ihr. Ich konnte sie so da nicht stehen lassen. Wie war das noch mit unterlassener Hilfeleistung? Und das bei diesem Mistwetter. Ärgerlich drehte ich um, zerrte das Rad, das bei dieser Witterung immer schwerer wurde, neben mir her. Der Regen nahm zu, Sturm schnitt mir die Luft ab, zerrte an meiner Jacke, versuchte mir die Kapuze abzureißen.

„Hallo!“, rief ich in die Regenwand hinein. Wasser peitschte mir ins Gesicht. Schutzsuchend hielt ich beide Hände vor mich. Mein Rad fiel augenblicklich zu Boden. Als ich aufsaß, lag das Steingrab da wie immer. Bäche liefen den Hügel herab, bahnten sich kleine Flussläufe bis hin zu meinen Füßen. Sie war weg. Egal, in welche Richtung ich auch schaute. Sie blieb spurlos verschwunden. Ich bückte mich, nahm mein metallenes Ross wieder auf und rollte es Richtung Ort. „Seltsame Begegnung“, ging es mir durch den Kopf, als ich bereits geduscht und im Bademantel mit dicken Socken auf dem Sessel nahe des Fensters hockte. Der Tee in meiner Tasse dampfte. Ich hörte wie sich die Kandisklumpen darin geräuschvoll auflösten. Draußen schüttete es noch immer. Ohne Unterlass stürzte das Wasser aus den Wolken, schlug gegen die Scheiben. Ein gleichbleibendes Geräusch. Nur hin und wieder veränderte der Sturm die

Intensität des Rauschens, ließ die Wassermengen mal lauter, mal leiser gegen das Glas klatschen. Jetzt war es fast, als ob jemand Steinchen an die Scheiben warf. Mühsam erhob ich mich aus meinem Sitzmöbel, verschüttete etwas Tee dabei, da ich die Tasse nicht aus der Hand gab. Ich schaute hinaus ins Dunkel. Eine Straßenlaterne beleuchtete den kleinen Weltuntergang draußen. Am Weg nach Denghoog stand jemand. Ich kniff die Augen zusammen, sah angestrengt in die Nacht. Die Frau von vorhin suchte Schutz unter der Laterne am Straßenrand. Meine Güte, was machte sich noch immer da draußen in diesem Aufruhr der Elemente? Ich überlegte, die Polizei anzurufen. Nur, was sollte ich sagen? Da steht eine Frau? Das allein war noch kein Straftatbestand. Dass sie etwas hilflos aussah, könnte die Ordnungshüter vielleicht her locken. Noch immer kauerte sie da unter dem Laternenmast, die Schultern zusammengezogen. Dann plötzlich bewegte sie ihr Gesicht in meine Richtung, schaute mich an, mir genau in die Augen. Ich erschrak, ließ die Gardine fallen, die ich die ganze Zeit festgehalten hatte und wich vom Fenster zurück. Ich tat nun so, als hätte ich sie nicht gesehen. Was ging es mich an? Andere sehen nie etwas, gehen vorbei, leben in ihrer Welt und sind bis zu ihrem Grab beschäftigt. In dieser Nacht schlief ich schlecht. Immer wieder hielten mich Geräusche von draußen wach. Erst im Morgengrauen überfiel mich

ein Dämmer Schlaf, aus dem ich immer wieder erwachte, aufgeschreckt durch Zerrbilder der Phantasie. Im Traum stand ich der Fremden gegenüber. Sie sprach mich an, sagte mir, dass sie aus einer anderen Zeit käme und sich selten zeige. Wenn man von ihr gesehen werde, hätte man sein altes Leben gelebt, sollte man abschließen mit dem was war. Jetzt sei es Zeit für eine Veränderung. Schweißgebadet wachte ich auf.

Meine Güte, was war das? Welch ungute Fantasien hatten mich da eben gequält? Die Sonne kroch durch die Vorhänge und ließ mich das Unwetter und seine Auswirkungen vergessen. Vielleicht war alles Einbildung gewesen und ich ein Opfer meiner Hirngespinnste. Ich riss das Fenster auf. Blitzeblank dehnte sich die Natur in allen Grünschattierungen vor meinen Augen. Ein Lufthauch liebte das Wasser im Dorfteich, wirbelte Wellen um die Enten, die sich im Blau tummelten, untertauchten und mit Schwung wieder an die Oberfläche stießen. Ich beschloss, eine Wanderung zu machen. Den Odem der Insel einzusaugen, der Tatsache hinterher zu spionieren, dass die Luft hier wie Champagner perlte. Ich zog mich an, sprang flugs die Treppen herunter, die wegen ihres hohen Alters schon gefährlich knarzten. Die Haustür stand auf und ich sprang hindurch wie ein Kind. Durch die Rosen rechts im Garten schlich die Nachbar-

katze, sah kurz auf und gab sich wieder ihrer Beschäftigung hin.

Katze von rechts nach links. Oder war es anders herum?

„Moin moin“, tönte es hinter mir. Der alte Claasen saß auf der Bank, seinem Lieblingsplatz vorm Haus. Ich grüßte zurück, hockte mich neben ihn. Wir tauschten ein paar Belanglosigkeiten aus, mutmaßten, dass das Wetter sich vielleicht halten könnte und schauten den Enten im nahe gelegenen Dorfteich zu.

„Sag mal, Herr Claasen“, mein Erlebnis von gestern Nacht ging mir durch den Kopf.

Der Alte holte seine Pfeife aus der Jackentasche, klopfte mit dem einen Ende auf die Tischkante und beschäftigte sich nun eine Weile mit dem Säubern des Rauchgeräts.

„Hast du die Frau auch gesehen?“, wenn er jetzt bejahte, war es alles doch kein Alptraum gewesen.

„Welche Frau? Ich sehe viele Frauen täglich. Das heißt so viele inzwischen auch nicht mehr. Das war früher anders“, er schmunzelte.

„Ich meine die gestern Nacht, die im Sturm und Regen auf der Straße stand unter der Laterne?“

„Hast du das geträumt min Deern? Wer sollte sich denn bei dem Wetter draußen hin stellen?“ Er sprach das „S-T“ hamburgisch aus, jeder Buchstabe für sich.

„Ja, das war eben das Merkwürdige. Ich sah sie bei Denghoog und...“

„Bei Denghoog?“ Claasen unterbrach seine Säuberungsaktion.

„Ja, wieso? Bedeutet das was?“

„Was soll das schon bedeuten? Ach was.“ Er wandte sich wieder seiner Pfeife zu, stocherte mit einem Reiniger in dem Gerät herum und schwieg.

„Weißt du was über die Frau, Herr Claasen?“, bohrte ich weiter.

„Naja, man weiß ja nicht so ganz genau, wozu die damals inne Jungsteinzeit die Grabanlage noch so gebraucht haben“, murmelte er, ohne aufzublicken.

„Ja, und?“

„Na, wenn das eine Opferstätte war, wer weiß?“

„Was? Meine Güte, Herr Claasen.“

„Naja, wenn die Opfer unschuldig umbrachten und die Geister nicht zur Ruhe kommen...“

„Ach Claasen, das ist doch Seemannsgarn, nein, also wirklich“, murrte ich, konnte jedoch die Gänsehaut, die sich an meinen Armen bildete, nicht ignorieren.

„Wie sah sie denn aus?“, fragte er in meine Nachdenklichkeit hinein.

„Irgendwie komisch, ein Umhang, rote Haare, ein Weidenband im Haar.“

„Passt schon irgendwie, oder?“, Claasen hatte seine Pfeife zu Ende gesäubert, stopfte nun intensiv Tabakkrümel in die Öffnung des Kopfes.

„Was passt?“, ich ließ nicht locker.

„Naja, von der Kleidung her könnte es passen, Jungsteinzeit,“ antwortete er, zog sein Feuerzeug aus der Tasche und versuchte in den nächsten Minuten immer wieder den Tabak anzuzünden. Dabei machte er mit dem Mund wilde Sauggeräusche.

„Meine Güte, ich wusste nicht, dass es so schwierig ist, eine Pfeife in Gang zu bringen“, sagte ich.

„Hat sie denn gesprochen?“, Claasen sah mich an, unterbrach dabei aber seine inbrünstigen Saugversuche für keine Sekunde.

Ich schüttelte den Kopf. Dass ich die Polizei anrufen wollte, verschwieg ich ihm. „Wäre schon spannend gewesen, zu erfahren wie die damals so gesprochen haben, nicht?“

„Ach, Claasen, ich gehe jetzt mal lieber. Verschluck dich nicht an deiner Pfeife.“

Er wünschte mir einen schönen Tag. Und wie von selbst geriet ich wieder auf den Weg Richtung Denghoog. Einige Vögel tirilerten über mir. Der Wind blies sanft aus Südwest und erinnerte in nichts an seinen Auftritt in der letzten Nacht. Ich ließ die Blicke über die Landschaft ziehen. Weite! Nur hin und wieder stellte sich ein Haus,

irgendein Gegenstand der Sicht in den Weg. Die Luft schmeckte nach Rosenseife. Nicht jedermanns Geschmack. Nun stand ich wieder vor dem Grabhügel, schaute mich in allen Richtungen um, ob noch irgendetwas an gestern erinnerte. Ein paar Touristen kletterten mühsam aus dem Reich der Unterwelt wieder an die Oberfläche ins Heute. Ich sah ihnen eine Weile zu. Ein Reiseleiter palaverte über die Geschichte des Ortes. Er stand mir abgewandt, so dass ich außer seiner Größe und schwarzer Haare nicht viel wahr nehmen konnte.

„Man fand in der Grabkammer Reste einer unverbrannten Leiche, Gefäße, einen Zahn von einem Rind, Beile, Hohlmeißel und Bernsteinperlen“, sagte er und drehte sich um. Ein Hugh-Grant-in-Jung-Typ. Meine Güte, welche Schönheit kramte da in der trockenen Jungsteinzeit herum? Ich konnte nicht umhin, ihn ein wenig genauer zu betrachten.

Bernsteinperlen? Hatte er eben Bernsteinperlen gesagt? Ich dachte an die Kette, die die Frau gestern getragen hatte?

„Entschuldigung. Gehört das ihnen?“

Ein Kind zupfte an meiner Jacke. Ich sah nach unten. Das Mädchen hielt mir ein unscheinbares Flechtwerk entgegen. Der Weidenkranz. Es war eindeutig der Haarschmuck der Frau von gestern. Sie musste ihn hier verloren haben. „Äh, ja danke“, sagte ich, nahm es ihr aus

der Hand. Es fühlte sich kalt an, nass, strohig. Ich ließ meine Finger darüber gleiten, hielt inne, besah es von allen Seiten. Beinahe verfiel ich dem Gedanken, dass das nun ein Relikt von damals sein könnte. So ein Irrsinn. Da hatte Claasen Schuld mit seinen verquasteten Ideen. Ich warf es weg und ging weiter. Nicht jedoch, ohne noch einmal zurück zu schauen. Mister Grant sprach weiter auf seine Reisegruppe ein. Hatte er mich wahr genommen? Sicher nicht. Ich mochte so ungefähr zwei Stunden stramm marschiert sein, immer in Richtung Norden am Strand entlang. Kampen lag hinter mir, das rote Kliff hatte ich passiert. An Buhne 16 tummelte sich ein Pärchen. Eng umschlungen lag es im Sand. Dick ver mummt, trotzten sie der Witterung. Ich sah über sie hinweg, stapfte weiter. Am Horizont zogen Vogelschwärme über das Meer. Sicher auf dem Weg nach Süden. Zwei Männer in Uniform standen in den Dünen. Dort, wo man eigentlich nicht stehen darf. Sylter Polizisten, die irgendjemand hier abgestellt zu haben schien. Als ich gesenkten Hauptes an ihnen vorbei lief, begann der eine zu hüsteln. Meinetwegen? Ich ging schneller, damit sie mir mein schlechtes Gewissen wegen der hilflosen Frau von gestern nicht ansehen konnten. Wenn ich so weiter lief, müsste ich bald die Lister Umgebung erreichen. Am Himmel zeigten sich nun erste Regenwolken und ich beschloss, meinen Marsch abubrechen. Der

Wind blies inzwischen stärker. Unwirklich schön war es hier, wenn auch ein wenig einsam. Eine Landschaft wie in den Wüsten Amerikas oder irgendwo auf einem fernen Planeten. Ab und zu radelten noch Menschen an mir vorbei, hatten jedoch ihre Schwierigkeiten wegen des aufkommenden schlechten Wetters gegen den Sturm zu gewinnen.

Regen setzte ein. Unerwartet, schnell und unerbittlich. Wie so oft auf dieser Insel. Kein Erbarmen mit den Kreaturen, die sich hier freiwillig her begaben, um immer wieder festzustellen, was Unwetter bedeuten kann. Die wieder und wieder den Entschluss verfluchen, angereist zu sein und es dann doch erneut tun. So wie ich.

Es goss in Strömen. Ich hatte die Straße erreicht, fand die Bushaltestelle aber nicht. So marschierte ich auf freier Fläche am Straßenrand entlang in Richtung Heimstatt. Die Autos passierten mich, preschten durch die Pfützen. Ab und an glaubte ich, verdutzte Gesichter in den Metallkisten der höheren Preiskategorie zu sehen. Wie kann man nur, schienen die Insassen zu denken. Keiner hielt an und fragte mich, ob ich mit wollte. Wahrscheinlich hatten sie Angst um ihre Ledersitze. Ich fühlte wie das Wasser mein Gesicht herunter lief, aus den Haaren direkt in die Schuhe. Und dann ein Wunder. Ein Auto hielt. Der Fahrer beugte sich angestrengt zur Seite, um die

Beifahrertür zu öffnen: „Wollen Sie mitfahren?“ Es war Mister Grant von Dengoog.

Irgendwann kann man nicht mehr nasser werden, sagte Andy Mac Dowell in „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“ beim Happy End in der Schlusszene. Sollte das hier jetzt sowas Ähnliches werden?

„Ich bin ganz nass“, rief ich in sein Auto hinein und versuchte dabei irgendwie gut auszusehen. „Macht nichts!“, hörte ich. Er machte eine Handbewegung, die sowas wie „einsteigen“ bedeutete. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Schon saß ich drin in der anderen Welt. Die Lüftung blies Tropenluft in den Innenraum, leise Musik spielte aus dem Autoradio. Neben mir dieser Schönling. Das musste der Himmel sein.

„Wohin darf ich Sie bringen?“, fragte er.

„Äh, nach Wennigstedt.“

„Oh, da sind wir aber hier in der falschen Richtung unterwegs“, lächelte er.

„Dann bin ich wohl falsch gelaufen“, bekannte ich, „das passiert mir leider öfter.“

Ohne meine so wunderbar zweideutige Bemerkung zu kommentieren, drehte er auf der Straße um und fuhr in die andere Richtung. In dem Moment wünschte ich mir, dass diese Reise nie zu Ende gehen würde.

Kurze Zeit später hielt er unter der Straßenlaterne, wo gestern Nacht die Frau aus der Jungsteinzeit gestanden hatte. Nun fiel sie mir wieder ein. Ich hatte seit Stunden nicht an sie gedacht.

„Danke“, sagte ich, ohne ihn anzusehen, da mir klar wurde, wie schrecklich ich wohl grade aussah. „Äh, möchten Sie, ich meine, hätten Sie Lust, noch für einen Tee oder ein Getränk als Dank...?“ Beinahe schämte ich mich, dass ich sowas gefragt hatte. Ich hörte meine Mutter, die schon längst nicht mehr lebte, dass man sowas nicht tut. „An sich gerne, aber ich muss noch zu einem Termin“, holte mich Mister Grant zurück in den Sand der Insel.

„Schon klar, Dank nochmal“, ich huschte aus dem Auto.

„Wie wäre es morgen?“, rief er mir nach.

„Gerne, ich.. wo, wann?“

„Hier um Sieben?“ Seine Augen lachten mich an, die Haare fielen ihm in die Stirn und als er sie wegwischte in dieser einen bestimmten Weise, merkte ich, dass es kein Zurück mehr gab. Nun war ich endgültig in ihn verknallt.

Die Jungsteinzeit und ihre Bewohner konnten mir an diesem Abend gestohlen bleiben. Ich hatte damit zu tun, meine Kleidungsstücke durchzusehen. Was sollte ich denn nur morgen anziehen?

Es war eine wunderbare Nacht. Ganz im Gegensatz zu der von vorher. Ich träumte wild von Mister Grant Nummer 2 und freute mich wie ein Kind auf Weihnachten.

Der Morgen zeigte sich freundlich. Die Sonne hatte gute Laune und ich sprang die Treppen herunter in den Garten.

„Moin moin!“, rief Claasen, der wieder auf seiner Bank hockte.

„Die Polizei suchte eine Frau“, sagte er geheimnisvoll, „die ist in Hamburg aus der Psychiatrie ausgebüxt.“

Nun wurde mir manches klar: „Ich bin gestern in den Dünen zwei Polizisten begegnet. Die standen da so erwartungsvoll herum. Aber, wie sollte die denn den weiten Weg bis hier her gekommen sein?“

„Sie ist wohl per Anhalter mit gefahren“, steht jedenfalls in der Zeitung.

„Und? Haben sie sie schon?“

„Ja, gestern wurde sie hier am Strand aufgegriffen. So findet alles sein gutes Ende“, er zwinkerte mich an.

„Ich muss in die Stadt, mir was zum Anziehen kaufen, flötete ich, schwang mich aufs Rad, strahlte unterwegs die Leute an und wünschte jedem Zweiten einen Guten Tag. Nach drei Stunden Suche, hatte ich mein Kleid für den Abend.

Flugs ging es nach Hause zurück, Schönheitsprogramm stand an. Ich wollte umwerfend aussehen zum heutigen Treffen.

Der Abend kam und ich stand aufgeregt am Fenster, beobachtete die Straße. Endlich bog mein Lebensretterauto in den Weg ein und hielt wie gestern unter der Laterne.

Puh, einmal durchgeatmet und dann die Treppen hinunter. Knacks! Mist! Genau auf der letzten Stufe rutschte ich aus, knickte um. War aber nicht schlimm, so dass ich ein wenig humpelnd nach draußen treten konnte.

Mister Grant Nr. 2 sprang aus dem Auto, kam mir entgegen: „Haben Sie sich verletzt?“ Er schaute auf meinen Fuß.

„Nein, nein, ich schaue grade, in welchen Alltagsdingen Sie noch so zu gebrauchen sind. Also gestern im Regen haben Sie sich ja als sehr nützlich erwiesen.“

Er lachte. Ich sah ihn an und hielt ein wenig die Luft an, weil er umwerfend aussah. Jede Frau nördlich des Äquators würde mich beneiden.

„Was machen Sie, wenn Sie nicht grade Leuten von der Jungsteinzeit erzählen?“, fragte ich ihn, als wir im Auto saßen.

„Ich bin Archäologe aus Hamburg. Mache die Inselführung, weil ich hier noch mein Elternhaus habe, wohne hier im Urlaub. Ein Ferienjob sozusagen.“

Ich wusste nicht, wohin er eigentlich fuhr. Aber das machte nichts, ich hatte volles Vertrauen und genoss jede Sekunde in seiner Nähe.

Irgendwann stiegen wir aus, wanderten am Strand entlang bis wir ganz allein waren. Setzten uns in den Sand, ganz nah ans Meer. Da wo sich Himmel und Wasser am Horizont trafen, tuckerten ein paar Fischkutter. Direkt vor der untergehenden Sonne.

„Wollen wir uns unsere Namen verraten?“, ich sah ihn an, was mir schwer fiel. Seine Schönheit machte mir weiche Knie.

„Hugo“, sagte er.

„Hugo?“

„Ja, furchtbar, oder?“

„Nein, wunderschön“, antwortete ich.

„Da bist Du die erste“, er lachte wieder.

„Die erste und mein Name ist Gretl ohne „e“,“ sagte ich und kam ihm bedenklich nahe. Er sah mich eine Weile an. Und dann, als sich unsere Lippen berührten, fühlte ich den ersten Sylter Tsunami heranzurollen. Mein Körper löste sich beinahe auf in dieser Brandung. Und dann erwischte uns tatsächlich das ansteigende Wasser. Gischt spritzte und eine Woge nahm Besitz von vier Beinen.

Wir lachten, flohen kriechend vor weiteren Wasserattacken und ließen uns wieder im Sand fallen. Hugo legte seinen Kopf auf meinen Schoß, schaute in den Himmel über uns. Ich strich ihm durch das Haar. Als ich mich umsah, nahm ich ganz in der Nähe eine

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Gestalt wahr. Eine Frau stand da in einiger Entfernung. Sie hatte lange rote Haare und lächelte mir zu. Lange und intensiv.



Julia C. Reiß

Die Macht der Sprache

Es war zu einer Zeit, in der die Menschheit vor einer schweren Zerreißprobe stand. Ängste und Nöte plagten immer mehr von ihnen - ob nur gefühlt oder real - und so begannen sie, sich abzuschotten und gegenseitig zu misstrauen, während manche versuchten, aus der Verunsicherung der anderen Nutzen zu ziehen.

Es war in dieser schweren Zeit, als die Führer der Menschen zusammenkamen. Einst waren sie stolze Männer und Frauen gewesen, die die Macht der Sprache besessen hatten und die Menschen um sich mit einem einzigen Wort ermutigen oder wachrütteln konnten. Mit Hilfe der Macht der Sprache hatten sie über lange Zeit den Frieden in ihren Ländern sichergestellt, doch diese Zeiten schienen nun vorbei. Die Führer mussten erkennen, dass sie ihre Gabe verloren hatten.

In ihrer Not wandten sie sich an die vier Elemente: "Hört uns an, Erde, Feuer, Wasser und Luft! Helft uns, die Menschheit davor zu bewahren, sich selbst zu zerstören!"

Als erstes antwortete die Erde: "Ich höre euch, Menschen. Was euch fehlt, ist Standhaftigkeit. Ihr versprecht viel und haltet so

wenig davon ein. Ihr wechselt eure Meinung öfter, als eure Unterwäsche. Steht zu eurem Wort und euren Überzeugungen und lasst euch nicht von anderen Strömungen beeinflussen. Dann werden eure Mitmenschen auch zu euch stehen. Kommt, ich gebe euch etwas von meiner Standhaftigkeit. Möge sie euch von Nützen sein."

"Ha, und wie soll ihnen das helfen?", fragte das Feuer. "Ihr Menschen, ich höre euch. Was euch fehlt, ist Leidenschaft! Was nützen euch eure Prinzipien, wenn ihr nicht bereit seid, dafür einzustehen? Ihr wollt also eure Mitmenschen von euren Ideen überzeugen? Ihr seid ja nicht einmal selbst davon überzeugt, oder warum seid ihr nicht bereit, dafür zu kämpfen? Seit Jahrtausenden schon inspiriere ich Menschen. Klar, es gab vielleicht ein paar Kollateralschäden, aber ich habe auch gesehen, wie ihr Großes geleistet habt. Es ist manchmal nötig, Risiken einzugehen, um seine Ziele zu erreichen. Kommt, lasst mich das Feuer der Leidenschaft wieder in euch entfachen!"

"Ist ja alles schön und gut, aber wohin soll das führen?", meldete sich nun das Wasser zu Wort. "Ihr Menschen, ich höre euch. Was euch fehlt, ist Weisheit. Früher einmal habt ihr erst nachgedacht, und dann gehandelt. Ihr habt auf eure Erfahrung vertraut und wart euch der Konsequenzen eurer Taten bewusst. Mit dem Wissen aus

der Vergangenheit wolltet ihr die Zukunft gestalten. Was ist nur daraus geworden? Nichts als Halbwahrheiten und die Verdrehung von Tatsachen! Vertraut wieder auf Wissen und auf Fakten. Lasst euch nicht von irrationalen Ängsten sagen, was richtig ist und was falsch! Kommt, ich werde euch mit Weisheit erfüllen."

"Hat hier jemand nach mir gerufen?", fragte plötzlich eine vierte Stimme. "Ach Luft, kommst du auch schon?", fragte die Erde. "Was soll das heißen? Schon? Ich bin die ganze Zeit da, auch wenn ihr mich nicht sehen oder hören könnt. Ich bin um euch und in euch und ich habe euch gehört, Menschen. Was euch fehlt, ist Leichtigkeit! Schaut euch doch nur an, ihr Trauersäcke! Ich habe noch nie so viel Schwermut und Negativität auf einen Haufen gesehen! Was ist nur los mit euch?" "Nun, es ist nicht gerade einfach, Leichtigkeit auszustrahlen, wenn um einen herum so viel Chaos herrscht.", wagte einer der Menschen zaghaft einzuwenden. "Blödsinn! Gerade in dieser Zeit ist Optimismus gefragt. Gebt euren Mitmenschen wieder Hoffnung! Zeigt ihnen, dass ihr auch diese Krise meistern werdet. Ihr habt schon wesentlich Schlimmeres durchgestanden. Habt Vertrauen! Kommt, ihr sollt etwas von meiner Leichtigkeit abhaben. Möge sie euch beflügeln!"

Mit den Gaben der Elemente kehrten die Führer zurück. Und siehe da: Mit der Standhaftigkeit der Erde konnten Sie das Vertrauen der

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Menschen zurückgewinnen, mit der Leidenschaft des Feuers entfachten sie ihre Herzen und mit der Weisheit des Wassers überzeugten sie sie. Aber was am Wichtigsten war: Mit der Leichtigkeit der Luft kam die Hoffnung zurück. Plötzlich verstanden die Führer: Was die Elemente ihnen eigentlich gegeben hatten, war die Macht der Sprache.



Jenny Schon

Stilleben

Ich habe meine Mutter im Rheinland besucht, sie schluchzte mit den Opfern der Flutkatastrophe, ihre eigene Katastrophe 1945 wieder und wieder erlebend, alles verloren, die armen Menschen, die armen Menschen, jammerte sie.

Als ich wieder zurück nach Berlin will, ist im Bahnhof in Köln heillosen Wirrwarr, auf dem Berlin Gleis, normalerweise stündlich, kein ICE. Es wird gebeten, die Fahrt zu verschieben. Verschieben? Den Kinderwagen hab ich geschoben, du bist immer rausgehopt, hatte sie mir erzählt. Mehr hatten wir nicht und du wolltest alleine laufen. Ich bin groß, hast du gekreischt, nein, ich will laufen!

Sie ist ganz in sich versunken, wenn sie von früher erzählt, sie erzählt nicht oft, nur wie jetzt, wenn Katastrophen sind. Der Kölner Bahnhof lag in Trümmern, die Brücken waren gesprengt.

Wir konnten nicht rüber. Wir sind von Deutz zu Fuß am Rhein entlang, überall Trümmer, bis wir eine Fähre nach dem Linksrheinischen fanden.

In Sürth war ein Onkel vom Opa. Orte und Menschen, die Mutti kannte von ihren Besuchen, als die Bomben noch nicht das Rheinland zerstört hatten. Die wollten uns aber nicht, als wir ankamen, mit dem Kinderwagen, mehr hatten wir nicht, wie die Menschen an der Elbe, denen das Hochwasser das Haus zerstört hat. Mutti weint.

Ich bin auch dem Weinen nahe. Ich schiebe meinen Rollerkoffer in einen Zug nach Hamm, viele Wege führen nach Rom. In Hamm habe ich Anschluß nach Hannover, der ICE nach Berlin steht abfahrbereit, er fährt aber über Magdeburg wird angezeigt. Warum nicht Magdeburg, hoffend das Elbehochwasser irgendwie zu überwinden, hoffend, es zu überleben. Große Skepsis, dass ich es schaffe, Umleitung, auch in Sürth war eine Umleitung zu anderen Verwandten nach Brühl, weiterer Fußmarsch, die wollten uns aber auch nicht, wir sind ausgebombt, wehrten sie ab, bis die Mühlenoma, die Schwester vom Opa, wie er, den ich nur von Fotos kannte, ein Pükelchen, uns aufnahm.

Wenigstens schien die alte Magdeburger Brücke dem Wasserdruck standgehalten zu haben, darüber wir ratterten all die Jahre mit den Interzonenzug Paris - Moskau, die Grepos an Bord, die Kontrolle meist sächsisch, Gänsefleisch de Goffer öffnen. Hamse Waffen,

Bornographie? Grapschen in die Unterwäsche, den Goffer gönne wieder schließen.

Die Brücke, die Elbe überquerend, aus der Eisenzeit Preußens, als sie ins Rheinland griffen, seit 1822 als Rheinprovinz zugesprochen, UrOpa und UrOma heißen wieder Schäng und Bärbel, Jean und Babette nannte sie das Napoleonische Reich... Viele Gedanken begleiten mich immer wieder auf dieser Reise, Berlin - Brühl, Brühl – Berlin.

Im Zug sitzt links von mir eine kleine Frau, wie die Mühlenoma und Opa ein Pükelchen, selbstbewußt auf dem Behindertenplatz, wohin ich mich nach 50 Jahren Berlin auch setzen darf, weil das Leben in der ehemals geteilten und immer wieder großenwahnsinnig gemachten Stadt mich gefleddert hat, auch ich bin ein Pükelchen, seelisch, nicht so selbstbewußt, wie die junge Frau da, ihre kleinen Beinchen auf den Polstern bettend, den Rollstuhl daneben stehend, schläft ein. Als sie aufwacht, schaut sie auf den Laptop, verstößelt sich, sieht einen Film, hört mit Kopfhörern, lächelt, hat ein hübsches Gesicht. Total modern das Pükelchen, kein wenig kleinmütig wie die früher gejagten, zum Betteln verdonnerten, auf den Jahrmärkten sich feilbietenden Krüppel, schaut in den Spiegel, als der Film zuende, schminkt sich.

Ich war gejagt, Fremdling, Pimmock beschimpft, nicht vor Ort geboren, Fusselumpzigarrenstump, weil rothaarig, Luftballon mit Ohren, weil dickbäckig wie die Brühler Oma, die sich ein Püchelchen nahm.

Wat willstste? Berta, den hieraten, brüllte der Bruder sie an, in Köln-Bickendorf, wohin ihn der erste Krieg verpflanzte, da gab es schon das Bickendorfer Būdchen, da kaufte sie ein Hütchen, die dicke Oma aus Thüringen, die ihrem Bruder gefolgt, weil hinter ihrem dicken Bäuchelchen nicht nur die Thüringer Klöße kullerten, sondern bald schon ein Bübchen, Alfredo genannt, vielleicht von einem Italiener, der Opa hat ihn adoptiert, da wurde ein deutscher Alfred draus. Sie schob den Kinderwagen, legte ihr Thüringisch ab wie einen langen Vorkriegsmantel, jetzt wurde kurz getragen, sie wurde einheimisch, wie meine Mutter auch eine Einheimische geworden war, ging zum Standesamt und sagte: Ja. Ich will dat Püchelchen aus Sürth. Sie, Straßenbahnschaffnerin, er beim KBE-Betriebshof, versetzt zum Güterbahnhof Brühl-Vochem, also muß sie weg vom Bruder in Bickendorf, von der Kölner Straßenbahn und er von seinem Häusgen in Sürth am Rhein, wo die alten Eltern leben. Sein Schwager, der Hein, ist auch aus Brühl, der hat die Schwester Anna geheiratet, Opas Zwilling. Sie hatten nicht genug Platz bei der Mam im Bauch,

hieß es, da konnten sich die Beinchen nicht so richtig ausstrecken, also wurde der Buckel krumm.

Dat Pckelchen wurde mein Opa, er starb, bevor ich nach Brühl kam, an den Folgen der Lungenentzündung und Unterernährung im zweiten Krieg, alte Leute hatten noch weniger als die jungen, aber die dicke Oma hatte die Vorräte am Körper bei sich, wogender Bauchladen, rollende Seitenparteien, der Opa hat sicher gerne reingebissen. Hat ihm aber nichts geholfen.

I, Kind, i, damit du berlebst, i heute, was morgen ist, wissen wir nicht, wurde immer gesagt, dicke Kinder sterben nicht so schnell, dat siehste an der Oma, egal wie wenig es gab, die war dick und gesund, ich sollte nach ihr kommen, deshalb war einer der Namen: Helga, die Gesunde.

Aber nicht nur das, die Oma hieß Berta. Und weil ich ja ein Kind ihrer Familie, evangelisch wie sie sein sollte, obwohl kein anderer der Familie evangelisch war, wurde ich auch noch Berta getauft. Die dicke Berta...

Dem Opa war das alles eigentlich egal. Er hatte eine große, gesunde Frau und Mutter für seine großen gesunden Kinder, zwei eigene sollten berleben. Opa starb, im Sommer 1945 unter der Schloß-

terrasse, darüber das Rokokoparterre, heute Weltkulturerbe und für viele Millionen jahrelang restauriert, wo ein provisorisches Krankenhaus untergebracht war, weil das Marienhospital bei den letzten Bombenangriffen vor Kriegsende zerstört wurde.

Ich kam erst im November 1945, ich habe ihn nicht kennenlernen dürfen. Ich habe aber meinem Vater, der Dachdecker war, auf dem Schloßdach den Henkelmann mit dampfendem Essen bringen dürfen, denn auch das Schloß war im Nordflügel von den Bomben getroffen.

Der Zug verlangsamt sich, ich sehe die Türme des Magdeburger Domes. Wir halten an, unvorhergesehen, sagt die Zugführerstimme im Lautsprecher.

Langsam bewegt sie sich wieder, die Lok, zieht eine schweigende Fracht. Rechts neben mir der junge Mann auf dem Behindertenplatz betippt sein Smartphone, er schaut hoch in Richtung der Lautsprecherstimme. Tippt und zeigt mir sein Getipptes.

Kommen wir in Berlin Spandau an? Die Anzeigetafeln nennen dies als nächsten Halt. Nein, nein, ich schüttele den Kopf, weil ich nun mitgekriegt habe, dass er nichts oder wenig hört.

Hier ist Magdeburg, ich zeige auf das Schild, schreibe auf die Zeitung, die vor mir liegt. Nächster Halt Berlin Hbf.

Ich sitze zwischen Menschen mit Handicap, ihre Gelassenheit beruhigt mich. Lautlos schauen die Leute im vollen Großraumwagen aus dem Fenster. Kein Handy plärrt, selbst das Kleinkind hinter mir wird angesteckt zu schweigen. Offene Münder, geräuschlos, atemlos, gleiten über die Wasserflächen, die den Himmel spiegeln, schmutzlig, Sträucher verhaken sich im Wurzelwerk der Bäume, Mutter Erde hat keine Rolle in dem Spiel des Wassers, das stärker als sie scheint. Selbst die Schienen scheinen geölt, so leise rollt der Zug voran, um keine Erschütterung auszulösen, kein Wegschwemmen der Brückenteile. Der taubstumme Mann neben mir springt auf. Er zeigt auf sein Bein, schüttelt es, massiert es. Krampf sage ich, ich forme meinen Mund zu einem Aua, er nickt.

Elbe, Schicksalsfluss meines Lebens, immer wieder, eingreifend in mein Geschick, an der Elbe gezeugt in Hradec Kralove, in Dresden das erste Mal den Horror der Bombenabwürfe in meine kleine Erinnerung gekerbt...

Und immer wieder über die Elbe zwischen Brühl Berlin hin und her, den Rhein noch mit Leichtigkeit überwindend beim Dom, die Elbe immer mit gemischten Gefühlen passierend. Als ich nach Berlin ging,

nach Ostelbigen, sagte mein Vater, da kannst du gleich nach Sibirien gehen.

Was will das Wasser mir sagen, das in der Nähe meiner Geburtstätte unter Rubezahl's Grollen aus einer kleinen Quelle sich ergießt, sein Kinderbett verlassend, unsensationell, wie Millionen sich der Kindheit entwinden, einbetoniert, mit Touristenmassen drumrum, auch sie können es nicht halten, das kleine Kind Labe, wie es tschechisch heißt.

Kleine Labe, du willst eine Femme fatal sein, in die große Welt ziehn, du willst in einem Lotterbett suhlen, und zwischen Aussig und Hamburg zwingt man dich in eins von Ikea.

Land wird sichtbar, der Zug beschleunigt.

Das zarte Mädchen telefoniert. Es will nicht meine Hilfe, es zieht sich alleine die Schuhe an, rutscht von den Sitzen auf den Rollstuhl, auch ein junger Mann blitzt bei ihr ab, als er ihr helfen will, sie zieht die Tasche an sich, stopft den PC hinein, ordnet, räumt, verläßt den Platz aufgeräumt, der vorher so herrlich gemütlich chaotisch aussah wie ein heimeliges heimisches Sofa, als der Zug im Berlin eintrifft.

Nein, sie brauche keine Hilfe, sagt sie auch zum Schaffner. Ihr Freund käme sie abholen. Er rollt sie aus dem Zug, Hand in Hand

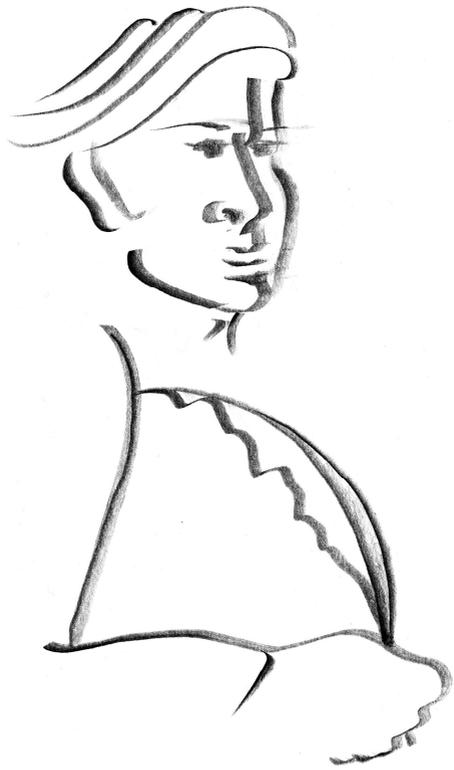
Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

kommen sie lächelnd über den Bahnsteig zum Fahrstuhl, er geht,
hält ihre Hand, sie rollt...es sieht sehr glücklich aus, dies Stillleben...



Mundart





Bernd Hecktor

Luxusrendner

Mansche Leid reijchen sich uff, weil jetzerd änner midd 63 dehäm bleiwwe kann wanner miehner wie 45 Joohr gschaffd hadd. Also zwää Joohr frieher wie geweehnlich uffheere, schbeerer dann midd 65, äch zwää Joohr frieher wie geweehnlich. Dass wärn Luxusrendner, dass ded e Haufe Geld koschde. Schdell der vor, 110 000 Aadräch, dass koschd uugfehr 600 Millione extra fa die Rendekass. Luxusrendner. Ich kriech die Gääsegichder.

Änner vunn denne Wiehler unn Schaffer esch de Wänär.

De Wänär hadd midd verzehne aagfange se schaffe, do esch ma noch oorich klää unn muss schunn schaffe unn schleppe wie e groußer. Heizkerber nuff unn nunner die Schdaffel, Rohre veschwääße. Wass, dass kannschd nidd? Do wädts awwer Zeid! Wegg unn Worschd houle awwer bletzlich unn bring de Zeddel midd! Wass, morche haschd Schuul, mer hädden genung se schaffe do. Klor hadd ma immer e bissel Geld ghadd, miener jedenfalls wie die Schieler orrer schbeerer die Schdudende. Alla kumm, ich gäbb der änner aus! Unn immer in die Rendekass iebzahld.

Erchendwann eschs zu eng worre im Betrieb, weil de Scheff hatt immer die gleich Schnuud gezoche unn ma hadd mool wass anneres, äch e anner Gsichd sähne welle. Do esch de Wänär

abgezoche, nä, nidd vunn Häschde awwer zumm Schaffe. Die Äwwed esch uugfehr s selwe gblewwe: schlebbe, schwääße, bigge, stregge, Lärer nuff, Lärer nunner, imm Kniee schaffe, uffem Buggel schaffe, iwverm Kobb schaffe, Scheffs aushalde, Scheffs wou mool was gekinnd hänn, oft awwer äch Scheffs wou kää Ahnung ghatt hänn. Midd de Zeid miener iwverleche unn Aaweisunge gäwwe, awwer immer äch die Sache schaffe, wou ins Kreiz gehn. Unn nochwas hadd sich veännerd: s hadd miener Geld gäwwe. Miener Geld häßd miener in die Rendekass iebzahld. Unn ma esch nidd ääfach zum Schaffe geloffe sondern gfohre. E ganzes Schdig, erschd ellänich, dann midd annere, daß blouß änner wachbleiwwe gemießd hadd - die annere hänn vor sich anne gedeesd. Die Kerch sinn immer deirer worre, s Benzin äch, do kannschd joh nidd fuffzich Kilomedere ä Schdregg foohre unn bleibschd dauernd steij. Vekeldunge unn Gribbe hatt ma weggebess, Kure verachd, weil ma joh noch kann unn was druff hadd, miener wie du! Nadierlich noch näwwebei annere beim Hausbau gholfe unn sälwer fer die Familie e Mordshaus renovierd.

Unn wier morchens schaffe gange. Neijneveerzich Joohr lang. Neijneveerzich Joohr gschaffd unn gewiehd unn in die Rendekass iebzahld. Huud abb, dass esch ordensvedächdig!

Awwer wie gsaachd, 600 Millione fer 110 00 Mensche wie de Wänär sinn e Haufe Geld. 650 Millione fer dreihunnerd Leid esch awwer äch veel Geld. Soveel zahlen die 30 Dax Ferme fer die Betriebsrende vunn ehre 300 Vorschdännler, also 2,15 Millione pro Person. Hänn die all neijneveerzich Joohr gschaffd? Sinn dann 1700 Schisser imm Munad wie beim Wänär e Luxusrend? Dass esch Vearschung! Unn dann läwwen die Käll do owwe, die Manager unn Vorschdänd, noch

im Schnidd zeh Joohr länger wie gemänerhand sou subber Käll wie de Wänär. Das schdinggd zumm Himmel! Hewwen mich feschd! Ich kann gor nidd so veel fresse wie ich kotze mißt!



Alla

Die Geheimwaff vumm Pälzer

Dass Gecheniwwer wääß nie sou richdich, wass ma midd alla määnd. Dodebei esches fer legeweihde oorich äfach, awwer sou e Uiegeweihder hadd jooh kää Schimmer.

Alla, machemer mool e Uffklärung:

Dass scheijnschde amm alla esch jough, dasses vunn vorne unn vunn hinne gleich aussiehd. Mach dass mool noch! Dorum wätts äch gäähn vewechseld mirrem Geddlische. Dass esch zwoar e geddlischer Begriff awwer midd de Muselmane hadds jetzerd grad nix se douw. Do muschd dich also werrer veneiche noch uff de Borre schmeisse, wann der änner midd alla kummd.

Velleichd esches dass pälzerisierde allez aus de gemeinsame Zeid vunn de Pälzer unn Franzouse. Awwer allez woor zu kompliziert midd demm zett dohinne.

Anne unn hä, hä unn anne, unn jetzd esch halds alla doh!

Du muschds hald fiehle kinne: hääßts jetzerd alla hopp, also im Sinn, alla hopp, dass machen mer jetzerd souw orrer esches blouß ä älläniches alla im Sinn vunn guud.

S kinnd äch sou ganz ällänich also häße, awwer alla esch besser.

Bei alla guud, brauchd gornix guud se seij, blouß hald, dasses weirergehd, e Zeiche, dass de anner weirerbabble orrer weirermache kann, falls er noch kann.

Wannd saachscht alla hopp, sou e bissel midd de Libbe zsammegebressd hääßts: ich gäbb jooch zu, du haschd rechd!

Alla hopp, e bissel lauder geschbroche: mer hänn uns geänichd, sou machen mers.

Alla hopp, sou richdich entschlosse gsaachd: souw, abb gehds, mer fangen aa.

Alla hopp wirrerum am End vunn Gebabbels per Gosch orrer am Telefon hääßt fettich jetzt, abgemachd, s gilt - äch ouhne Vedraach.

Alla, sou als Zwischebemergung, jouh, heer uff im Sinn vunn alla, horch doo mool anne

Alla nooch langem Gebabbel: ich hängg abb, fettich jetzd, Schluss, Ende. Aus.



Carola Horstmann

Entfremde

In em e Psalm heißt s:

Meine Freunde hast Du mir entfremdet.

Un jede weiß, was gemeint isch:

Du machst mich fremd denen, die mich kennen und lieben.

Däbii müeßt mer s Ent-fremde korrekt eso übersetze:

Du nimmsch des Fremdi ewäg zwischen de Fründ un mir.

Un dodämit wär s Ent-Fremde jo öbbis Guets, oder nit?

Ent-tüüsche zum Bischpil bedüttet jo au s End von ere Tüüschig.

Do wird au öbbis ewäg gno, wo mi früehjer als blind gmacht hät.

En Schleier oder e rosaroti Brülle.

Aber e jede interpretirt s Entfremde als de Aafang vom en e Fremd-Sii.

Öbbis, was vorher so nit do gsi isch.

Öbbis, was weh duet.

Zwei, wo sich nooch gsi sin, werde sich fremd. Us eim werde zwei.

Des ka wie von ellai ko.

Des ka sich aaschliche.

Oder s hilft öbber noch wie in sellem einte Psalm.

Entfremde.

Wurum fällt des keinem uf, numme mir?

Also, eigentlich ka s au so bliibe, des Wort.

S isch zwar falsch - aber wenn s alli einewäg richtig verschtöhn?

Vo mir uus!

Zu den Autorinnen und Autoren

Dagmar Dusil

Geboren in Hermannstadt (Siebenbürgen). Anglistik und Germanistikstudium mit Magisterabschluss an der Babes-Bolyai-Universität Cluj-Napoca. 1985 Ausreise in die Bundesrepublik. Prosa-Veröffentlichungen (Blick zurück durchs Küchenfenster, Kulinarisches Heim- und Fernweh, Hermannstädter Miniaturen, Wie die Jahre verletzen) und Übersetzungen. Zuletzt erschien der Lyrikband „Transitschatten“ (2015). Ihre Texte sind ins Rumänische und Englische übersetzt worden. Mitglied in der GEDOK Franken, der internationalen Autorenvereinigung Die KOGGE, der Künstlergilde Esslingen und des Exil-Pen-Clubs. 2014 erhielt sie den Literaturförderpreis der GEDOK. Dagmar Dusil lebt heute in Bamberg.

Jürgen Flenker

Geboren 1964 in Coesfeld zwischen Kirchenglocken und Knochenschinken. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, verschiedene Literaturpreise, zuletzt: Lyrikpreis postpoetry NRW 2014. Einzelveröffentlichungen: das argument der kletterrosen. gedichte, Wiesenburg Verlag 2007, Aufbrüche. Erzählungen, Sonderpunkt Verlag 2012, Ebers Ende, Roman, Edition Oberkassel 2013, Zungen:Schläge. Aphorismen, Brockmeyer Verlag 2015, . Verheiratet, eine Tochter, lebt als Vielleser und Quartalsliterat in Münster.

www.flenker.jimdo.com

Sabine Frambach

Geboren 1975 nach einer schlaflosen Nacht. Studium der Sozialpädagogik in Nijmegen und der Erwachsenenbildung in Kaiserslautern. Die Autorin lebt in Mönchengladbach und pendelt zur Arbeit über die Wupper.- 1. Platz beim Bund Essay Preis, Bern mit dem Text „Lippenbekenntnisse“, 2012. 1. Platz beim Literaturwettbewerb Menschenrechte von Amnesty Solingen mit dem Prosatext „Ritual“, 2012. 1. Platz beim Marburg Award, Thema Atlantis, mit dem Text „Lene Bruck und die Suche nach Atlantis“, 2014. 1.

Gewinnertexte „Sprache und Elemente“

Platz bei DSM Nutrition, Thema Ernährung der Zukunft mit dem Text „Bienenkönigin“, 2016. 3. Platz beim Moerser Literaturwettbewerb mit dem Text „Sand am Meer“, 2016.

Silvia Friedrich

In Niedersachsen geboren. Jurastudium an der Freien Universität /Berlin. Als freie Journalistin in Berlin/Brandenburg tätig. Kinderbuch: „Sonntagskuchen mit Einstein, Papierfresserchen Verlag, 2009; Romanerzählung „Kurz vor Woodstock“, 2011 Projekte Verlag, Halle.

www.silvia-friedrich.de

Bernd Hecktor

Im Juli achdeverzich uuweid vumm Betze gebore, uffgewachse zwische veel Buuwe unn Märe, zwische Butzle unn Felse. In Häschde. Pälzer also. Nooch Zeide in oorich kattolische Indernade Abi in Daah. In Freiburch gelernd wie ma Gschichde vezejld, Bolidig machd unn e korrekdie Fluuchroll annelehd. Schdigger fienf Joohr in Amerigga rumgedrewwe unn in de Neeh vunn Backnang geland. Bei de Schwowe. Zwäädreißich Joohr midd Juchendliche in de Berufsschuul gschaffd, denne Käll Zeich erklärd, die mer, hä unn anne, souw lang ind Schuul gange. Veel Friedenszejch organisierd, Rerre gschwunge, gschrewwe, in ledscher Zeid iwwer kranke Leid, wou vunn de Nazis ermord worre sinn. Siewenezwanzich Joohr im Gemänerad in Weissach im Tal gschbroche, Nietzliches unn Usinniches.

Carola Horstmann

Geboeren in Zell i.W. 4 Semester an der Basler Kunstgewerbeschule. Psychiatrie-Krankenschwester in Basel. Studium der Musiktherapie in Wien, Arbeit als Musiktherapeutin. Verheiratet, drei Söhne, lebt heute in Denzlingen bei Freiburg. Schreibt seit 2003 in hochalemannischer Mundart. Mehrfach ausgezeichnet. Stipendiatin des Förderkreises deutsche Schriftsteller in Baden-Württemberg. Bisher sind 4 Bücher erschienen. Texte in zahlreichen Anthologien. Rundfunkaufzeichnungen in Deutschland und in der Schweiz.

Britta Knuth

Geboren 1966 in München, 1986 Abitur, hat am 29.08.2010 einen schweren Verkehrsunfall überlebt. Aufgrund ihrer jetzigen Erwerbsunfähigkeit, verarbeitet die Autorin ihre Traumatisierung mithilfe von Feder und Papier, verbunden mit Fotografie sowie Pinsel und Leinwand.- 2012 - 2016 Veröffentlichungen von fünf Gedichten im Lyrik-Sammelband der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte. Sie belegte den 2. Platz beim Landschreiber-Wettbewerb 2014 in der Kategorie Lyrik mit ihren Beitrag: „Annahme“. Ein Jahr später, 2015, gewann sie dort den 1. Preis mit „Lexikon“. Letztes Jahr gelang ihr Platz 3. Diverse Veröffentlichungen seit 2012 in diversen Anthologien und eBooks mit etlichen Gedichten, wie z.B. „Ein Flügelschlag“ im Buch „Angekommen“ (Schreibwettbewerb im Rahmen der 29. Baden-Württembergischen Literaturtage 2012). Das Gedicht "Orangener Zimt" wurde vom literarischen Arbeitskreis Dorsten zum Monatsgedicht Januar 2013 gewählt. Das Gedicht „Letzte Gedanken ich seh“ erscheint in der Anthologie Dorstener Lyrikpreis. Eine Kurzgeschichte „Aus Blut wurde Tinte“ liest man im Band „Meine erste Geschichte“ im Mysteria Verlag, 2013. 2015 findet „Verbrannte Seele“ im Net-Verlag Anklang sowie „Schwan“ in der Anthologie „Worte im Mond“ aus dem Sperling-Verlag und 2016 das Gedicht „Wanderer“ im Lyrikband „Neue Wege“ sowie „Fertighaus“ in der Anthologie „Im Wechselbad der Gefühle“. Sie arbeitet derzeit u.a. an einem Buch über ihr Erleben des Wachkomazustandes, über die Schmerzen, ihren Umgang mit den Narben an Körper und Seele und letztendlich über ihre daraus gewonnene Stärke sowie eine andere Einstellung zum Leben.

Ursula Pickener

Bauingenieurin, Lehrerin, Leserin, Mediatorin, Autorin. Ein Mann, zwei Söhne, ein Hund, eine Katze, vier Hühner. Architekturstudium (Dipl. Ing.), Berufstätigkeit, dann Studium (Deutsch, Sport, Psychologie, Kunst, Behindertenpädagogik) an der Universität Bremen. Während dieser Zeit u.a. Tätigkeiten als Segeltrainerin, Kellnerin, Dozentin in der Erwachsenenbildung. Seit etwa 19 Jahren an einem Schulzentrum (Gymnasium, Fachoberschule und Bauberufsschule) als Lehrerin und Beraterin tätig. Schreibt seit circa 8 Jahren in der Gruppe „Wortpilotinnen“. Lesungen ein- bis zweimal pro Jahr an ungewöhnlichen Orten (Friseursalon, Künstleratelier, Recyclinghof, Schloss etc.). „Lesen und Schreiben sind für

mich Möglichkeiten, der Welt zu begegnen, sie zu verstehen und ein kleines bisschen zu verändern.“

Julia C. Reiß

ist 1985 in Würzburg geboren worden und im hessischen Rotenburg an der Fulda aufgewachsen. Sie hat nach ihrem Abitur BWL mit Schwerpunkt Marketing in Bamberg und Keele (England) studiert und arbeitet heute als Werbegrafikerin. Julia schreibt seit ihrer Jugend Gedichte und Geschichten. Mit „St. Jimmy. Die Geschichte einer Band“ hat sie 2012 ihr erstes Buch veröffentlicht.

Jenny Schon

ist in Trutnov/Böhmen geboren und besuchte in Brühl/Rheinland die Volksschule. Sie war als Buchhändlerin in Köln/Westberlin tätig und führte auch eine eigene Buchhandlung in Westberlin. In der Abendschule absolvierte sie ihr Abitur und studierte daraufhin Sinologie, Japanologie und Publizistik an der Freien Universität Berlin (MA). Weiterhin nahm sie ein Aufbaustudium der Philosophie und Kunstgeschichte auf. Sie hat Lehraufträge für Chinesische Philosophie und ist als Stadtführerin, Publizistin und Lyrikerin tätig. Veröffentlichungen (Auswahl): „Böhmische Polka“, Gedichte, dt.-cz., Geest Verlag, 2005; „Der Graben“, Roman, edition ost/Park Verlag, 2005; „Die Sammlerin“, Roman, Trafo Verlag, 2009; „Wie Männer mich lehrten, die Bombe zu halten und ich sie fallen ließ“, Gedichte, Geest Verlag, 2009; „Postelberg Kindeskind-Träume und Trauma“, Hess-Odertor Verlag, 2011, mit Joachim Süß; „Wo sich Gott und die Welt trafen“, Westberlin, zum 50. Jahrestag des Mauerbaus, (Hg.) Geest Verlag, 2011; „Rheinisches Rondeau-Kindheit im Adenauer-Deutschland“, Gedichte, Erzählungen, Trafo Verlag Berlin, 2012; „fuss volk“, Gedichte in Bewegung, Geest Verlag, 2012; Finger zeig. Geschichten zum 25. Jahr der Maueröffnung, 2014; 1967 – Wespenzeit, Roman, 2015; Böhmen nicht am Meer – Eine Spurensuche bis heute, Erzählungen, 2016; ... endlich sterblich – de brevitae vitae, Gedichte, 2016; ... halbstark – Eine Nachkriegserzählung, 2017. Diverse Beiträge in Anthologien, Zeitschriften sowie Preise und Auszeichnungen. 2016 Andreas-Gryphius-Preis.

